

Experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

12/2025

Klaus-Peter Wolf

Autor des Monats



**„Ich wollte nie
etwas anderes werden.“**

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

12/2025

**Die Revolution der Liebe
geht weiter!**



... und es bleibt dabei ...

Spendenauf ruf für die eXperimenta

Monat für Monat – und das bereits seit 25 Jahren – erscheinen wir kostenlos online auf der Website www.experimenta.de. Sie können mit Ihrer Spende mithelfen, das regelmäßige Erscheinen der eXperimenta weiterhin zu ermöglichen.

Oder Sie unterstützen uns mit einem Jahresabo der Druckausgabe. Weihnachten ist vor der Tür. Da freut sich vielleicht jemand aus Ihrer Familie oder dem Freundeskreis über die gedruckte eXperimenta als Geschenk. Sie können das Jahresabo für 140,- Euro bei abo@experimenta.de bestellen.

Unsere Kontonummer für Spenden:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Mainzer Volksbank

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMDDE55

Vielen Dank für Ihre solidarische Unterstützung!

Mario Andreotti und Rüdiger Heins

*Sie finden die
eXperimenta auch
auf Facebook und
Instagram*

Inhalt

Titelbild	1 Gaby Gerster
Gabriela Heins	7 Editorial
Thomas Weiß	8 Im Zusammenhang: Zur Weihnacht
Manolo Link	12 Mahatma Gandhi
Interview	15 Jolly Kunjappu – Maler, Musiker, Philosoph ...
Prof. Dr. Mario Andreotti	23 Essay: Ist das Buch am Ende? Der Buchhandel in der Krise
Eleonore Hillebrandt	36 Widerstehe
Thomas Weiß	38 Gedichte zur Weihnacht
Halvor Boller	39 Aus dem eigenen Leben gibt es kein Entrinnen ...
Autor des Monats	43 Interview mit Klaus-Peter Wolf, Erfinder der Ostfriesenkrimis
Klaus-Peter Wolf	47 Ostfriesenerbe (<i>Auszug aus dem gleichnamigen Roman</i>)
Christian Sünderwald	52 Essay: Mensch versus Tier – Die Illusion der Überlegenheit
Katja Richter	54 Charlotte Salomon: „Leben? oder Theater?“
Claudia Eugster	60 Seminarbericht „Wie schreiben Autorinnen und Autoren der Postmoderne?“
Redaktionsvorstellung	62 Ulrike Göking – Kreative Radiomacherin
	63 Anzeige
	66 Impressum

Die eXperimenta kann für 14,– Euro pro Einzelheft (zzgl. 3,– Euro Porto) auch als Druckausgabe bestellt werden.

Bestellung per E-Mail an abo@experimenta.de – Bitte Ihre Postadresse bei der Bestellung angeben.



Kunjappu Jolly Day Dream

Foto: Dorothea Letkemann

Liebe Leserinnen und Leser,

Advent, die Zeit der Erwartung: Sicher haben Sie sich schon Gedanken darüber gemacht, welche Geschenke Sie wem zu Weihnachten schenken. Vermutlich wissen Sie auch, welches Gericht Sie am Heiligabend zubereiten werden. An Weihnachten soll alles schön sein ...

Geschenkt, alles geschenkt. In Zeiten zunehmender Verrohung der Gesellschaft, gibt es nichts mehr zu beschönigen. Die Liste der Probleme, die global gelöst werden müssen, ist lang und würde den Rahmen dieses Editorials sprengen.

Aus diesem Grund wenden wir uns in dieser Ausgabe der eXperimenta anderen Themen zu: Zum Beispiel beschäftigt sich Manolo Link aus Dublin mit dem indischen Friedensaktivisten Mahatma Gandhi. Der Mitherausgeber der eXperimenta, Mario Andreotti, stellt die Frage: „Ist das Buch am Ende?“

Der Krimiautor Klaus-Peter Wolf verrät uns im Interview, wie er während des Schreibens in seinen Figuren versinkt und sie zum Leben erweckt.

Lassen Sie sich von unserer neuen eXperimenta verführen und inspirieren.

Ich wünsche uns allen eine gesegnete Adventszeit, frohe Weihnachten und viel Kreativität für das neue Jahr 2026.

Ihre Gabriela Heins

Chefredakteurin



Foto: Rüdiger Heins

Gabriela Heins, geboren am 08.04.1962 in Worms am Rhein. Examinierte Krankenschwester mit 46 Jahren Berufserfahrung. Ausgebildete Sopranistin, Stimm- und Atemtrainerin. Studium im Creative Writing am INKAS Institut. Freiberufliche Konzert- und Theatererfahrung. Derzeit Arbeit an einem Sachbuch, das sich mit dem aktuellen Pflegenotstand beschäftigt. Musikalische- und literarische Auseinandersetzung mit dem Werk der Hildegard von Bingen. Sendeleitung und Moderation des experimenta Radiomagazins bei Radio Rheinwelle seit Januar 2024. Redakteurin der experimenta seit September 2025. Mitbegründerin des Musik- und Theaterensembles „Voices Of The Big Bang“.

Thomas Weiß

Im Zusammenhang

Zur Weihnacht

Fröhliche Weihnacht überall:

Dem Weihnachtsmann-Killer geht es an den kriminellen Kragen, Miss Merkel ermittelt beim „Mord unterm Weihnachtsbaum“, irgendwer kennt die „Farben der Weihnacht“, die „Fröhliche Katzenweihnacht“ gibt es mutmaßlich auch in einer Hunde-, Pferde-, Kaninchen-Version, Frau Käßmann lässt sich mit ihren „liebsten Geschichten und Gedichten zum Fest“ auch nicht lumpen. So und ähnlich sind die allfälligen Büchertische und -Regale in den Buchhandlungen unseres Vertrauens ausstaffiert. Daneben schon mal etwas saisonales Gebäck, ein Weihnachtssekt und Plätzchen-Backanleitungen jeder Couleur. Die Weihnachtsbücher von Reclam und dem Insel Verlag fehlen sicher nicht, und einschlägig religiöse Verlage verlegen religiös Einschlägiges. Das Angebot ist groß und größer bis erschöpfend, da kannst du nicht meckern.

Und da will ich auch nicht meckern. Tu ich noch das Weihnachtsprogramm von Film und Bühne, Wort und Klang dazu, besuch ich noch die zweitausendeinhundert Weihnachtsmärkte, die es in Deutschland geben soll, oder die Jahresendfeiern von Geschäften und Gesangsvereinen, von Kindergärten (mit Kuchenverzehr) und Gartenbauvereinen (mit Getränketheke) – kulinarische Köstlichkeiten stehen ja schon seit Mitte September zur Verfügung (also kurz nach Ostern), dann sehe ich ein: Die Weihnacht ist ein Kulturgut. Wer je glaubte, sie gehöre den Frommen und ihren Kirchen allein, die und der wird, bei genauem Hinsehen, eines Besseren belehrt. Die „fröh-hö-liche Weihnacht“ gehört allen, und alle verstehen, pflegen und feiern sie auf ihre je eigene Weise.

Die Weihnachtszeit ist ein kultureller Resonanzraum (für Hoch- und Populärkultur), in dem viele unterschiedliche Stimmen laut werden, auf viele verschiedene Arten gesungen und geschwiegen wird. Der Export der Weihnachtsbotschaft in der Kolonialzeit durch meist wenig zurückhaltend-rücksichtsvolle Missionsleute hat nicht dazu geführt, dass die Weihnacht überall gleich gefeiert wird – im Gegenteil: Das Christkind wurde schwarz, die Tracht der Hirten bolivianisch, der Stall zur Bretterbude in einer Favela, der Friedensengel hat Spanisch gelernt, Suaheli oder Sanskrit.

Die Resonanz schließt die Kritik an der Botschaft mit ein – die es übrigens von Anfang an gab: Die Evangelisten Markus und Johannes kennen gar keine Weihnachtsgeschichte, Matthäus erzählt sie anders als der „Es begab sich aber zu der Zeit“-Lukas. Jener bemüht die

drei „Weisen aus dem Morgenland“ und einen Stern, dieser bleibt lieber bei einer etwas glanzlosen Krippe, etwas heruntergekommenen Hirten und einer unumwundenen Herrschaftskritik: „Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen“ singt Maria, als ihr ein Sohn angekündigt wird. Schon die vier biblischen Erzähler vom Leben Jesu tun manches hinzu und lassen anderes weg, sie bieten – im besten Sinne – Spielraum. Den viele Dichter und Dichterinnen genutzt haben: Kaum eine und kaum einer, die und der sich nicht irgendwie der Weihnacht angenommen hat: Luther und Lagerlöf, Heine, Hesse, Brenetano, Rilke, Brecht und Böll, Else Lasker-Schüler – es sind zu viele; wollte ich sie alle aufzählen, wär die Weihnacht schon vorbei, bevor ich zu Ende komme.

Bleib ich einen Moment bei Bertolt Brecht. Mit geschultem dramatischem Blick erspürt er fein, was sich in der Weihnacht ereignet:

Maria

Die Nacht ihrer ersten Geburt war
kalt gewesen. In späteren Jahren aber
vergaß sie gänzlich
Den Frost in den Kummerbalken und rauchenden Ofen
und das Würgen der Nachgeburt gegen Morgen zu.
Aber vor allem vergaß sie die bittere Scham
nicht allein zu sein
die dem Armen eigen ist.
Hauptsächlich deshalb
ward es in späteren Jahren zum Fest, bei dem
alles dabei war.
Das rohe Geschwätz der Hirten verstummte.
Später wurden aus ihnen Könige in der Geschichte.
Der Wind, der sehr kalt war
wurde zum Engelsgesang.
Ja, von dem Loch im Dach, das den Frost einließ, blieb nur
der Stern, der hineinsah.
Alles dies
kam vom Gesicht ihres Sohnes, der leicht war,
Gesang liebte,
Arme zu sich lud
und die Gewohnheit hatte, unter Königen zu leben
und einen Stern über sich zu sehen zur Nachtzeit.

(Bertolt Brecht, *Die Gedichte*, Frankfurt a.M. 2006, 617)

Brecht hat ein Auge für die harschen Realitäten hinter dem schönen Schein. So war sie, die „Nacht ihrer ersten Geburt“, was immer die Leute daraus gemacht haben, so war sie: Frost in den Kummerbalken, ein rauchender Ofen, der einem den Atem nahm, das schmerzhafte Würgen der Nachgeburt, die bittere Scham, das rohe Geschwätz der nach Schweiß riechenden Hirten, das Loch im Dach, das nicht nur Licht, sondern auch einen Wind einließ, der sehr kalt war.

Ich folge Brechts Blick und komme in die Nähe von so etwas wie – glaube ich – den Kern der Weihnachtsbotschaft.

Dem Kleinen, dem Menschlichen gehört alle Aufmerksamkeit. Zuerst und vor allem die Aufmerksamkeit Gottes selbst. „Gott wird Mensch dir, Mensch, zugute. / Gottes Kind, das verbind't / sich mit unserm Blute.“ heißt es im alten Weihnachtslied von Paul Gerhardt „Fröhlich soll mein Herze springen“ (1653). Gut gehört: Gott wird Mensch, er verbindet sich. Er schaut nicht gutmütig von oben herab und lässt wohlgeblaut ein paar Engel singen, damit es den Hirten warm wird ums Herz und Maria nicht zu viel Furcht haben muss vor Finsternis und Kälte. Kein „Eiapotheia vom Himmel“ (Heinrich Heine in seiner „Winterreise“), das den Kleinen in den Schlaf lullt. Es sind die harten Realitäten – Loch im Dach, Schmerz der Nachgeburt, bittere Scham der Armen – mit denen Gott sich verbindet. Er, den der Berner Theologe und Dichter Kurt Marti einmal den „Gott gerne klein“ genannt hat.

Gott setzt sich in den Zusammenhang, Gott stellt den Kontext her. Gott ist, was er immer war und ist, ein Gott im Kontext. Und er ist es seither, seit der Zeit, die sich „aber begab“ – damals wurde es sichtbar. Nicht für viele, für ein paar staubige Gesellen, eine auf sich selbst gewiesene Mutter, einen Vater, der den Tag verträumt (die Nacht auch) und für ein Kind. Wir müssen uns das übrigens schnöde vorstellen, unromantisch und hart, die freundlich-süße Kindheit war damals noch nicht erfunden, der Kindsmord (Herodes!) aber schon.

Gott im Kontext. Folge ich dem Evangelisten Johannes – dem ohne Weihnachtsgeschichte –, dann wird da zur Weihnacht ein Wort laut, das „Fleisch ward“, also menschlich, verletzlich, gefährdet, und das „wohnte unter uns“. Ein Wort, das alles Menschliche anspricht, das dem widerspricht, was Menschen in Frage stellt, das ausspricht, was fehlt, das anspricht, was getan werden muss, damit Menschen menschenwürdig leben können. Und das uns Zuversicht zuspricht, wenn wir mit unserem Text und unserem Latein am Ende sind.

Diese Weihnacht fordert mich als Lyriker und Erzähler heraus: Dass mein Dichten und Erzählen nicht regressiv sei, nicht rückwärtsgewandt, vielmehr kontextuell. Also: bezogen auf

das, im Zusammenhang mit dem, was Menschen heute fordert, verletzt, verzweifelt lässt – und was sie ersehnen, erwarten, was sie beglückt. Dabei werde ich erfahren, dass der Kontext meine Texte befragt und verändert – und ab und an auch, dass Worte, vielleicht gar die unseren als Dichterinnen und Dichter, etwas verändern, etwas zurechtrücken und die Dinge so beim Namen nennen, dass sie nicht bleiben können, wie sie sind.

Das ist freilich auf Hoffnung hin gesagt, etwas naiv auch, gegen die Erfahrung – wie Weihnachten eben. Wer hat damals schon geglaubt, dass ein Säugling die Welt bewegen wird (und manche Hand und manches Herz) bis heute. „All dies / kam vom Gesicht ihres Sohnes“.



thomas weiß wurde 1961 in karlsruhe geboren.

er wuchs im mittelbadischen rastatt auf, ist verheiratet und vater von vier söhnen.

studierte evangelische theologie in bielefeld und heidelberg, arbeitete danach in mehreren badischen pfarrgemeinden, auch als erwachsenenbildner in freiburg, mit dem schwerpunkt literatur und kultur im urbanen kontext. mit dem studium erste intensivere beschäftigung mit der lyrik, auch erstes eigenes „hand- und schriftwerklernen“.

seit 1998 erste veröffentlichtungen in zeitschriften, anthologien, inzwischen liegen von ihm acht gedichtbände vor, ein roman und erzählungen, kurzgeschichten und essays; außerdem engagiert er sich als herausgeber.

thomas weiß ist mitglied der gesellschaft für zeitgenössische lyrik in leipzig, war 2010 stipendiat und ist mitglied des förderkreises der schriftsteller:innen in baden-württemberg; seit dezember 2020 mitglied des PEN-zentrums deutschland (darmstadt). im november 2021 erneut mit einem stipendium des förderkreises bedacht.

gegenwärtig lebt er im ruhestand in baden-baden und arbeitete zuletzt als leiter der evangelischen erwachsenenbildung in der badischen landeskirche (abteilung evang. erwachsenenbildung und geschlechterdialog, karlsruhe).

Manolo Link, Dublin

Mahatma Gandhi

Genau den Frieden, den uns ein amerikanischer Tourist während des Abendessens im Hotel beschrieben hatte, fühlte ich, als wir den Bereich des Museumsgeländes Mahatma Gandhis betraten. Am Vortag sind wir aus London mit British Airways auf dem Indira Gandhi Airport in New Delhi gelandet. In dem Land, das mich seit Jahrzehnten fasziniert. Neben dem Dalai Lama, Jesus Christus, Mutter Teresa, Desmond Tutu, Paramahansa Yogananda und Nelson Mandela, war Gandhi einer meiner Idole, der mein Leben geprägt hat.

Ich vertrat seine Philosophie, des liebevollen, gewaltlosen Widerstands. Seine Intelligenz bezeichnete Liebe. Churchill hatte er versichert, dass die Briten irgendwann Indien verlassen würden, ohne dass sie eine einzige Gewehrkugel verwenden. Der ungläubige Churchill hatte Gandhi als halbnackten, barfüßigen Fakir bezeichnet. Er fand es alarmierend und erschütternd, dass sich ein aufrührerischer Inder, auf den Stufen des Vizekönigspalastes aufspielt, um mit der Regierung des britischen Empire zu verhandeln.

Zu jenem Zeitpunkt war mir nicht bewusst, was sich an jenem Ort am 30. Januar 1948 ereignet hatte. Ich war kein Mensch, der alles vor einer Reise recherchierte. Offen ging ich auf Menschen zu, führte gerne Gespräche, hörte zu und lernte von ihnen. Vor meiner Indienreise war mir klar, dass ich nicht als Tourist sondern als Pilger nach Indien reisen würde.

Im Museumsgebäude stand hinter dem Eingang das schlichte Bett von Gandhi, in dem er die letzten Monate seines Lebens geschlafen hatte. Daneben befanden sich sein gesamter Besitz, Sandalen, Brille, ein Kugelschreiber, Notizblock, ein kleiner Schreibtisch und das Spinnrad, mit dem er seinen Landsleuten vermittelte hatte, wie sie eigenständig ihre Kleidung herstellen konnten und damit nicht mehr auf die Textilien der Briten angewiesen waren. So auch hatte er den Indern gezeigt, wie sie ihr eigenes Salz am Meer gewinnen können.

Emotional begab ich mich ins Innere des Museums. An den Wänden hingen Bilder aus Gandhis Leben und Zitate von berühmten Menschen, die Gandhi verehrten. Ich las einen Brief von Albert Einstein an Gandhi. „Sie haben durch Ihr Wirken gezeigt, dass man ohne Gewalt Großes selbst bei solchen durchsetzen kann, welche selbst auf die Methode der Gewalt keineswegs verzichtet haben.“ Er drückte seine Hoffnung aus, dass Gandhis Beispiel über die Grenzen Indiens hinauswirken würde.

Zum 70. Geburtstag Gandhis (1939) sagte Einstein: „Generationen werden kaum glauben, dass ein solcher Mensch je in Fleisch und Blut auf dieser Erde wandelte.“ Diese Aussage wurde später weltweit zitiert und gilt als eine der eindrucksvollsten Würdigungen Gandhis.

Ein Radiointerview nach Gandhis Tod: „Er starb als Opfer seiner eigenen Prinzipien, weil er in Zeiten der Unruhe jede persönliche bewaffnete Bewachung ablehnte.“ Er lobte Gandhis Einsatz für Gewaltlosigkeit, moralische Integrität und das sein gewaltfreier Widerstand ein Modell für den Weltfrieden sei. Revolution ohne Gewalt war die Methode, mit der Gandhi die Befreiung Indiens erreichte.

Jean nahm ich schon lange nicht mehr wahr und las Worte vom Dalai Lama, der Gandhi mehrfach als eine seiner größten Inspirationsquellen und ein Symbol für Gewaltlosigkeit und Mitgefühl bezeichnet hat: „Für mich symbolisiert Mahatma Gandhi Ahimsa (Gewaltlosigkeit) und Karuna (Mitgefühl).“ Der Dalai Lama sieht Gandhi als Lehrer und Vorbild für seine eigenen Prinzipien.

Während seinem ersten Besuch in Indien 1956, unternahm er eine Pilgerreise zu Gandhis Verbrennungsstätte in Rajghat. „Ich verspürte große Traurigkeit, ihn nie persönlich getroffen zu haben, aber auch große Freude über das großartige Beispiel seines Lebens. Er war Lehrer der Menschheit und vielleicht der größte unserer Zeit, ein wahrer Gläubiger an Frieden und Harmonie.“

Gandhis Prinzipien wie Mitgefühl und Gewaltlosigkeit sind heute in einer Welt, in der es noch immer Mobbing und Gewalt gibt, wichtiger denn je. Ich las weiter, dass Gandhi auch Persönlichkeiten wie Nelson Mandela und Martin Luther King Jr. geprägt und inspiriert hat.

Im Museum war die Lebensgeschichte von meinem Idol von seiner Geburt, über seine Arbeit als Rechtsanwalt und Friedensstifter in Südafrika und die Vertreibung der Briten aus Indien dokumentiert. Ich hätte noch Stunden dort verbringen können.

Als wir vor das Gebäude traten, nahm ich Fußspuren aus Stein wahr, die einen Weg beschrieben. Meine Haare sträubten sich. „Das sind die letzten Fußspuren in Gandhis Leben“, sagte mir Jean. Am Ende der Fußspuren befand sich im Garten ein Denkmal. Tränen traten in meine Augen als mir bewusst wurde, dass Gandhi an diesem Ort erschossen wurde.

Vor den Stufen zog ich meine Sandalen aus und ging langsam auf das Denkmal zu. Tränen liefen mir über die Wangen. Unglaubliche Gefühle berührten mein Herz. Ich verbeugte mich, faltete meine Hände, dachte an Gandhi und bedankte mich bei ihm. Danach saßen wir noch lange auf einer Bank und sprachen nicht viel. Es bedurfte keinerlei Worte.

Nach drei Stunden verließen wir die Stätte, die bis zu meinem Lebensende in mir leben würde. Zwei Zitate von Gandhi kamen mir in den Sinn, als wir wieder im Wagen mit unserem Fahrer saßen.

„Auge um Auge macht die ganze Welt blind“.

„Es gibt keinen Weg zum Frieden, Frieden ist der Weg“.



Manolo Link, geboren 1955 in Frechen bei Köln, lebt als freier Schriftsteller in Kerpen, Rheinland, und Dublin, Irland.

Manolo ist Autor von „Hannah – eine irische Liebesgeschichte“, „Fisterra“, „Philippe“, „Insua“, „Liebe endet nie“, „Joi und die Weltenretter“, „Ein neues Leben auf dem Jakobsweg“, „Maria Milena“ und „Ein neues Leben auf Bali“. Ins Englische übersetzt und publiziert „A New Life on Bali.“

Er wurde 2018 als professioneller Autor in das Irish Writers Centre aufgenommen. Er studierte Kreatives Schreiben bei Rüdiger Heins am INKAS-Institut für Kreatives Schreiben in Bad Kreuznach.



Foto: Philipp Bachhuber

„Ein zielstrebiger Visionär“

eXperimenta-Interview mit dem Künstler, Maler, Musiker, Philosoph, Redner und Schriftsteller Jolly Kunjappu

eXperimenta Herr Jolly Kunjappu, herzlich Willkommen und danke dass Sie mir die Möglichkeit geben, dieses Interview mit Ihnen zu führen, denn es gibt viel zu berichten über Sie und Ihre künstlerische Tätigkeit, da ein Großprojekt Ihrerseits in Berlin ansteht, welches in der Galerie und dem Projekthaus LiTE-Haus durchgeführt wird. Herr Kunjappu, mit welchem kreativem Gedanken sind Sie heute Morgen aufgestanden?

Jolly Kunjappu Sobald ich aufwache, bedanke ich mich erstens bei dem Universum, dass ich noch am Leben bin. Dann sage ich zu mir, dass ich heute die Weisheit empfangen möchte, gute Dinge zu machen, womit ich mich und die anderen glücklich mache.

eXperimenta In Ihrer aktuell laufenden Ausstellung mit dem Titel: *Dancing for Freedom* spiegelt sich Ihr Lebenswerk in Form von

„Warum hungern die Menschen immer noch auf dieser Welt, obwohl genügend Nahrung für alle vorhanden ist?“

Bildern, Musik, Gedanken und Performance, sowie einer Multimediashow, wieder. Schon Ihr ganzes Leben lang sind Sie auf künstlerischer Basis, breit gefächert, unterwegs. Ihr Herz schlägt für die Kunst. Was möchten Sie mit Ihrer Kunst bewegen?

Jolly Kunjappu_ Als ich angefangen habe, mich mit künstlerischen Tätigkeiten zu beschäftigen, wollte ich nur Freude haben und meine Emotionen ausdrücken. Dann kam ich auf die Idee, meine Botschaften mit der Kunst zu vermitteln, z. B. durch Musik, Malerei, Gedanken, Performance etc. Ich habe mich zum Beispiel mit folgenden Fragen beschäftigt: Warum führen die Menschen immer wieder Kriege? Warum hungern die Menschen immer noch auf dieser Welt, obwohl genügend Nahrung für alle vorhanden ist? Warum zerstören wir unsere wunderbare Erde? Dazu habe ich versucht, meine Gedanken und Meinungen zu äußern. Dabei war mir wichtig, das mit friedlichen Mitteln umzusetzen. Kunst ist eine wunderbare Möglichkeit, meine Botschaften an die Weltöffentlichkeit zu bringen. Das gibt mir einen Sinn und hilft, weiterzumachen.

eXperimenta_ Herr Kunjappu ich muss gestehen das mich, als ich mich mit Ihrer Vita befasste, ein ehrfurchtvolles Gefühl ergriff, dem gegenüber was Sie tun und eine gewisse Demut nahm von mir Besitz. Sie erinnern die Mitmenschen auf eine sanfte Art und Weise daran, dass wir ALLE gleich sind, ungeachtet welcher

Herkunft, Hautfarbe etc. Herr Kunjappu genau dies wollen Sie ja auch mit Ihrer Kunst und dem derzeitigen Projekt Dancing vor Freedom ausdrücken. Im Anschluss meiner Erkenntnis habe ich aufgehört Ihre Vita zu lesen, denn ich wollte mir ein unvoreingenommenes Bild über Sie und Ihrer Werke machen. Kommen wir nun zu einem Ihrer Werke – dem Gemälde Five Roses: hier präsentieren sich dem Betrachter von oben gesehen, 5 Rosenblüten von leicht unterschiedlichen Größen, einzeln nebeneinander liegend im grünen Blumenbeet. Herr Kunjappu was hat Sie dazu bewegt diese Anordnung der Rosen so vorzunehmen und welche Materialien verwenden Sie?

Jolly Kunjappu_ Durch meine Reisen in über 140 Länder habe ich mich mit vielen Kulturen, Religionen, Systemen und unterschiedlichen Menschen, die unterschiedliche Werte leben und andere Hautfarben haben, beschäftigt und sie kennengelernt. Dabei ist mir klar geworden, dass wir alle etwas gemeinsam haben. Jeder, der auf die Welt kommt, wird sich auch eines Tages von dieser Erde verabschieden. Das Leben per se verbindet uns. Im Kern sind wir alle gleich. Durch unsere unterschiedlichen Kulturen, Religionen etc. habe wir unterschiedliche Werte übernommen. Für mich waren diese Unterschiede keine Bedrohung, sondern eine Bereicherung und die Anregung, etwas Neues zu lernen, obwohl ich nicht immer mit allem einer Meinung war. Alle diese Erlebnisse versuchte ich, in meine Kunst und Philosophie



Kunjappu Jolly Five Roses Foto: Dorothea Letkemann



Kunjappu Jolly Dancing Poets

Foto: Dorothea Letkemann

„Warum zerstören wir unsere wunderbare Erde?“

einzbauen. Ich fühle mich privilegiert, das alles erleben zu dürfen und bin sehr dankbar dafür. Wenn ich mich inspiriert fühle, stehe ich vor einer Leinwand oder Papier und weiß nie, was daraus entstehen wird. Ich habe keine Idee oder Vorlage, was ich machen werde. Ich fange irgendwo an und lasse meine Emotionen durch meine Hände leiten. Während dieses Prozesses entstehen Formen und unterschiedliche Farben. Ich bin ein großer Blumenliebhaber. Mein Vater war ursprünglich ein Blumenbinder. Vielleicht hat mich das geprägt. Die den „5 Rosen“ ähnliche Figuren schweben über die Erde wie die Planeten über unserer Erde. Es ist was Schönes und Magisches zugleich und strahlt etwas Frisches und Positives aus. Ich habe dafür Acrylfarben benutzt und mit Pinsel und Schwamm gemalt.

eXperimenta_ Ein anderes Gemälde von Ihnen, das dancing-poets, weist Züge von Kanji-Zeichen auf – für unsere Leser: dies sind japanische/chinesische Schriftzeichen in der Shodo-Kalligraphie. Hatten Sie genau dies im Hinterkopf beim Ausführen dieser Tätigkeit? Wieso haben Sie sich für die Farben rot und weiß auf schwarzem Hintergrund entschieden?

Jolly Kunjappu_ Das war mein zweites Bild überhaupt. Die drei Farben, die ich am Anfang gekauft habe, waren rot, weiß und schwarz. Später kamen alle anderen Farben dazu. Ich dachte an gar nichts, bevor ich angefangen habe zu malen, ich habe mich spontan ausgedrückt.

Als ich das fertige Bild sah, erinnerte es mich an japanische oder chinesische Kalligraphie. Später kam eine japanische Freundin zu mir zu Besuch und fragte mich, ob ich Japanisch schreiben gelernt habe. Meine Antwort war: nein. Dann sagte sie zu mir, dass die Zeichen im Bild den Menschen, Feuer, Kraft, Himmel oder Paradies darstellen. Ja, es ist mystisch. Im Unterbewusstsein haben mich vielleicht meine Reisen nach Japan und China beeinflusst.

eXperimenta_ Herr Kunjappu, all diese genannten Werke werden in Berlin zu sehen sein, ebenso haben Sie eine Performance geplant. Was dürfen die Zuschauer hier erwarten?

Jolly Kunjappu_ Meine Performances sind immer sehr spontan, ohne Proben und Vorlagen. So habe ich für meine Vernissage am 12.09.25 eine Performance mit einer guten japanischen Freundin, Yuki Kuwano, die eine klassische Geigerin ist, durchgeführt. Diese Performance hieß "Performance für Frieden" und ich habe dabei eine Mund- Percussion und verschiedene Sounds kreiert.

eXperimenta_ Herr Kunjappu erlauben Sie mir zum Abschluss meine Empathie und meinen Respekt Ihnen gegenüber zu äußern, denn Ihre künstlerische Vielfältigkeit ist beeindruckend, ebenso Ihre gelebte Einstellung bzgl. politischer und religiöser Unabhängigkeit. Welche Ziele haben Sie sich für die Zukunft gesteckt?

Jolly Kunjappu Auch für die Zukunft möchte ich weiterhin mit meiner Kunst und Philosophie, darunter auch Musik und Performance, eine Botschaft für Freiheit, Frieden und die Zukunft für alle, vermitteln und dabei so viele Menschen wie möglich auf der Welt erreichen. Und dabei ist es mir wichtig, absolut unabhängig von Glaubensrichtungen, Politik etc. für eine Welt ohne Krieg und Hunger zu stehen und auch selbst einen Beitrag dazu zu leisten. Wie schön wäre es.

eXperimenta Ich wünsche Ihnen weiterhin so viele Ideen und bedanke mich für das Interview.

Jolly Kunjappu Vielen Dank für das Interview und die sehr anregenden Fragen.

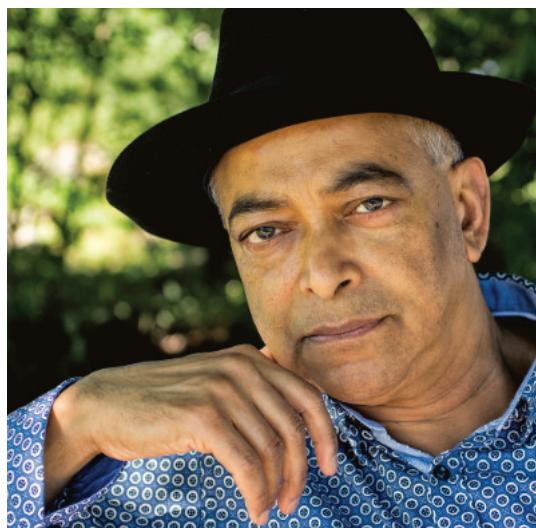
Das Interview für die eXperimenta führte Dagmar Weeser

Jolly Kunjappu Geboren 1950 in Madras (Chennai), Indien. Kam 1970 nach West-Deutschland. Lebt heute in München und Berlin.

Seine Begeisterung für Musik und Komposition, insbesondere für Ballett und Performance, führte ihn ab 1972 an die Bayerische Staatsoper in München, an das Stadttheater nach Essen sowie in die USA, nach Miami. Ausgezeichnet wurde er als Gastmusiker für ein Album der Rolling Stones, „It's only rock n roll“.

Gleichzeitig entstanden erste Gemälde, die in Deutschland, Österreich, Frankreich und auf Korsika ausgestellt wurden. Das Berliner Mauer-Bild „Dancing To Freedom“ steht – wie alle Bilder der Berlin Wall East Side Gallery – unter Denkmalschutz. Seine Bücher „Frage eine Antwort“ und „Sei anders – sei Du selbst“ wurden viel beachtet. Eine weitere berufliche Facette stellt Jolly Kunjappus Tätigkeit als Programm-Designer und Repräsentant des ersten deutschen Kabel-Fernsehens in Berlin dar.

Als Performer (Lesungen mit Musik), Vortragsredner und „key-note-speaker“ war er für internationale Unternehmen tätig: ausgedehnte Reisen in über 130 Länder der Erde dienten und dienen dem Künstler nicht nur zur Inspiration bezüglich seines Interesses an der Natur, der Liebe zu Menschen und deren kulturellen Besonderheiten, sondern stellen eine unerschöpfliche Quelle der gedanklichen und sinnlichen Bereicherung dar.





Kunjappu Jolly Dancing God red

Foto: Dorothea Letkemann



Kunjappu Jolly Clown in the Sky

Foto: Dorothea Letkemann

Prof. Dr. Mario Andreotti, Mitherausgeber der eXperimenta

Ist das Buch am Ende? Der Buchhandel in der Krise

Lassen Sie mich diesen Essay mit einem traurigen Ereignis beginnen, von dem Sie möglicherweise auch gehört haben: Am vergangenen 17. November, kurz nach Mitternacht, wurde in Rorschach von Unbekannten der Bücherkasten am Marktplatz angezündet. Die Kantonspolizei St. Gallen, so eine Mitteilung in den lokalen Medien, ermitte wegen Brandstiftung. Aber warum berichte ich Ihnen von diesem Ereignis, wo es in diesem Essay doch nicht um ein Verbrechen, sondern um die Krise des Buchhandels geht? Die Antwort auf diese an sich berechtigte Frage dürfte relativ einfach sein. Könnte dieses Verbrennen von Büchern nicht sinnbildlich für den Untergang des Gutenberg-Zeitalters, also des gedruckten Buches sein?

Nun wissen wir, dass es die systematische Vernichtung von Büchern zu fast allen Zeiten gegeben hat. Sie war bekanntlich schon im alten Rom, zur Zeit von Kaiser Augustus und des römischen Dichters Horaz, eine feste Straf- und Zensurpraxis. Die «damnatio memoriae», die «Verurteilung» der Erinnerung, sollte religiös, politisch und literarisch missliebige Werke und Autoren unwiderruflich aus dem kulturellen Gedächtnis tilgen.

Nicht viel anders ging man im Mittelalter mit den Schriften der politischen oder religiösen Gegner um. Bei den Spaniern etwa gehörte die Verbrennung der heiligen Bücher des Islams während der Reconquista im 15. Jahrhundert mit zur Verfolgung und Vertreibung der muslimischen Mauren. Heinrich Heine hat dies bekanntlich zum Thema seiner 1823 erschienenen Tragödie «Almansor» gemacht, in der nach der Verbrennung des Korans auf dem Scheiterhaufen jener Satz fällt, der im 20. Jahrhundert schreckliche Realität werden sollte: «Das war ein Vorspiel nur; dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.» Wie recht Heine mit dieser Warnung behielt, sollte die Geschichte des Holocausts zeigen. Kein Zweifel: Die Autodafés vom Mai 1933, bei denen die Kulturhäscher an einem einzigen Tag mehr als 20.000 Bücher verbrannten, waren mit früheren Schikanen und Verboten nicht zu vergleichen und bedeuteten als «Aktion wider den undeutschen Geist» den grössten Aderlass deutschen Geistes. Weit über 2000 Schriftsteller, von Josef Goebbels als «Kadaver auf Urlaub» beschimpft, hatten Deutschland zu verlassen – ein Vorgang, den die Welt bis anhin noch nicht erlebt hatte.

Aber nochmals, verehrte Leserinnen und Leser, warum erzähle ich Ihnen das? Ganz einfach deshalb, weil wir uns heute mit Blick auf das gedruckte Buch in einer fast ähnlichen Situation befinden. Zwar werden heute, wenigstens bei uns im Westen,

Die Buchhandlungen werden so zunehmend zu Gemischtwarenläden.

im Namen des Staates, der «Res publica», keine Bücher mehr verbrannt. Aber als Folge der rasanten Entwicklung des Internets geht für viele von uns das Gutenberg-Zeitalter, also das Zeitalter des gedruckten Buches, seinem Ende entgegen.



Foto: Pauline Loroy

Nennen wir, geschätzte Leserinnen und Leser, zunächst ein paar Zahlen. In den letzten fünfzehn Jahren mussten allein in der Deutschschweiz weit über hundert Buchhandlungen schliessen oder wurden von grösseren Buchhandelsketten übernommen. Wenn überhaupt Bücher gekauft wurden, so wurden sie immer häufiger bei Amazon online bestellt. Der Umsatz des Deutschschweizer Buchhandels sank in der gleichen Zeit um über zwanzig Prozent. Die Abwertung des Euro in den letzten Jahren, wodurch die Buchpreise markant nach unten anpasst wurden, und die Aufhebung fester Buchpreise in der Schweiz vor gut 18 Jahren haben die Krise des Buchmarktes noch verschärft. Trotz dieses schrumpfenden Marktes erscheinen im deutschsprachigen Raum jährlich weit über 80.000 neue Bücher. Das ergibt täglich über 200

deutschsprachige Neuerscheinungen. Wer soll aber all diese Bücher lesen? Zumal es dem Buchhandel in Deutschland und Österreich nicht viel besser geht als in der Schweiz. Viele der verbleibenden Buchhandlungen setzen daher längst nicht mehr

nur auf Bücher, sondern bieten daneben unter anderem Papeterie- und Geschenkartikel an. Die Buchhandlungen werden so zunehmend zu Gemischtwarenläden. Sie nehmen Bücher meist nur noch in Kommission und schicken sie, wenn sie innert zwei bis drei Monaten nicht verkauft werden, schneller als früher üblich an die Verlage zurück. Die durchschnittliche «Lebenszeit» eines Buches ist deutlich kürzer geworden; häufig verschwinden Titel bereits nach einem halben Jahr vom Markt und werden von den Barsortimenten, also den Lager- und Auslieferungszentren, den Zwischenhändlern zwischen Verlagen und Buchhandlungen, nicht mehr angeboten. Der Markt konzentriert sich zunehmend auf wenige Bestseller, wodurch es den Buchhandlungen erschwert wird, Werke kleinerer Verlage in ihr Sortiment aufzunehmen. Zu all dem kommt, dass in den Medien der Platz für Buchrezensionen stark geschrumpft ist und dass im Fernsehen Literatursendungen teilweise eingestellt werden. Und auch Buchpreise, selbst so renommierte Preise wie der Nobelpreis oder der Georg Büchner-Preis, lassen sich keineswegs automatisch in hohe Verkaufszahlen übersetzen.



Die Buchmarkt-Krise ist im Grunde eine Lese-Krise.

Für die gegenwärtige Krise des Buchhandels lassen sich freilich Gründe nennen. Da ist zunächst einmal der Umstand, dass im Zusammenhang mit dem Überhandnehmen der elektronischen Medien, etwa des Smartphones, immer weniger gelesen wird. Hauptkonkurrent des Lesens dürften die vielen Angebote im Internet und vor allem jene der Streaming-Dienste wie Netflix oder Amazon sein. Glaubt man einer deutschen Studie, so beträgt die tägliche Lesezeit pro Person im Durchschnitt ganze zwölf Minuten, die Zeitungslektüre mit eingerechnet. Hier ist die Schule gefordert: Um Kindern die Freude am Lesen näher zu bringen und sie so in ihrer sprachlichen Entwicklung zu unterstützen, sollte im Unterricht, etwa durch die Einrichtung fester Lesezeiten, spürbar mehr gelesen werden. Lesen im Unterricht und die Gestaltung lesefördernder Massnahmen sind wichtige Bausteine eines erfolgreichen Lese-lernprozesses. Denn Lesen können ist etwas vom Wichtigsten für jeden Schulerfolg eines Kindes. Dabei spielt aber nicht nur der Erwerb bestimmter Lesefähigkeiten wie etwa der Automatisierung der Worterkennung eine zentrale Rolle, sondern auch der Aufbau von Lesefreude, die Anwendung von Lesestrategien sowie die literarische Bildung. Gerade sie, die literarische Bildung und die Förderung des indivi-

duellen Interesses an Büchern gehören wesentlich zur Aufgabe des Leseunterrichts. Doch gerade hier hapert es bedenklich. Der Literaturunterricht ist in den letzten Jahren, selbst an den Gymnasien, zunehmend unter Druck geraten, ja zugunsten der Behandlung von Sachtexten, zu etwas Nebensächlichem degradiert worden, so dass man sich kaum mehr Zeit nimmt, ganze literarische Werke zu lesen und zu verstehen. Die Literatur gilt für viele als schwer und vor allem als elitär; der Kanon der Literatur, der einst für Generationen von Schülern bindend war, wird zudem häufig als überholt abgetan. Dazu kommt, dass sich die Literatur nur schwer in sogenannte Kompetenzraster integrieren lässt und dass sie ausserdem im Verdacht steht, zu existenziellen Problemen der Gegenwart zu wenig zu sagen zu haben. Diese Literaturferne, wenn ich sie für einmal so bezeichnen darf, führt dazu, dass zum einen die Lesefähigkeit unserer Schülerinnen und Schüler z.T. drastisch abnimmt und dass sich zum andern keine Lesemotivation entwickeln kann, die bis ins Erwachsenenalter hält. Und wenn ich schon dabei bin, noch eine grundsätzliche Bemerkung: Es darf einfach nicht sein, dass ein Viertel der Schweizer Schulabgänger die Schule ohne die nötigen Deutsch- und Mathematikkenntnisse verlassen, wie das derzeit nachweisbar der Fall ist. Die Lehrbetriebe können ein Lied davon singen.



Der Buchhandel muss mit neuen Mitteln ein neues Ziel- publikum erschliessen.

Die Buchmarkt-Krise, liebe Leserinnen und Leser, ist im Grunde eine Lese-Krise. Die grosse Mehrheit derer, die heute kaum mehr ein Buch kaufen, fühlt sich von den Erwartungen und der Schnelllebigkeit des modernen, digital geprägten Alltags gestresst, ja überfordert. Durch den Kampf um die mangelnde Zeit, aber auch durch die abnehmende Fähigkeit, Stille auszuhalten, eine Grundvoraussetzung für das Lesen, greifen Menschen immer seltener zum Buch. Das gilt auch für die Hörbücher, die vergleichsweise wenig Anhänger haben. Dazu kommt, dass die Aufmerksamkeitsspanne der Leser immer kürzer wird. Das erklärt auch, warum Menschen, die immer noch lesen, kürzere Texte bevorzugen, wo ihnen Informationen auf einen Blick geboten werden und die ihren Bedarf nach Aktualität stillen. Aber eben: In der Schweiz liest heute nur noch jeder Fünfte ein Buch oder mehrere Bücher. In Frankreich und in Deutschland liest jede sechste Person überhaupt keine Bücher. Schliesslich erzählen nicht nur Romane gute Geschichten, sondern auch Netflix-Serien, und zwar häufig so raffiniert, dass sie die Zuschauer zu fesseln vermögen.

Im Zusammenhang mit der Lese-Krise, von der ich eben gesprochen habe, bedarf es auch ein paar Worte zur Lesekompetenz unserer Jugendlichen und Erwachsenen. Die seit 2000 durchgeführten PISA-Studien in den Bereichen «Lesen» und «Mathematik» haben für die Schweiz unter anderem ergeben, dass rund 800.000 Jugendliche und Erwachsene zwischen 16 und 65 Jahren, deren Muttersprache jeweils eine unserer vier Landesprachen ist, grosse Mühe mit dem Lesen und Schreiben haben, d.h. selbst einfache Texte nicht verstehen und nicht schreiben können. Dazu kommt, dass bereits ein Fünftel aller 15-Jährigen nicht mehr fähig ist, sinnerfassend zu lesen. Lesen wird von vielen unter ihnen als anstrengend empfunden. Zudem kann weniger als die Hälfte der 15-Jährigen in Texten Fakten von Meinungen unterscheiden – ein Manko, das in einer Gesellschaft, in der Fake News, etwa in Verbindung mit der künstlichen Intelligenz, eine immer grössere Rolle spielen, besonders schwerwiegend ist. Nicht zuletzt haben die PISA-Studien der letzten Jahre gezeigt, dass die Lese-freudigkeit der Jugendlichen im Zehnjahresvergleich deutlich zurückgegangen ist. Kann es uns angesichts dieser Lernrückstände noch verwundern, wenn unsere Jugendlichen immer weniger zu Büchern greifen.

Doch damit nicht genug. Seit einigen Jahrzehnten schwindet das klassische Bildungsbürgertum, das sich aus frühen Anfängen seit der Reformation im 18.Jahrhundert als einflussreiche Gesellschaftsschicht herausgebildet hat, splittert es sich auf. Mit ihm schwindet ein relativ homogenes Zielpublikum, das sich der humanistischen Bildung, der Literatur, der Musik und der Wissenschaft verpflichtet fühlte und für dessen Mitglieder es zum

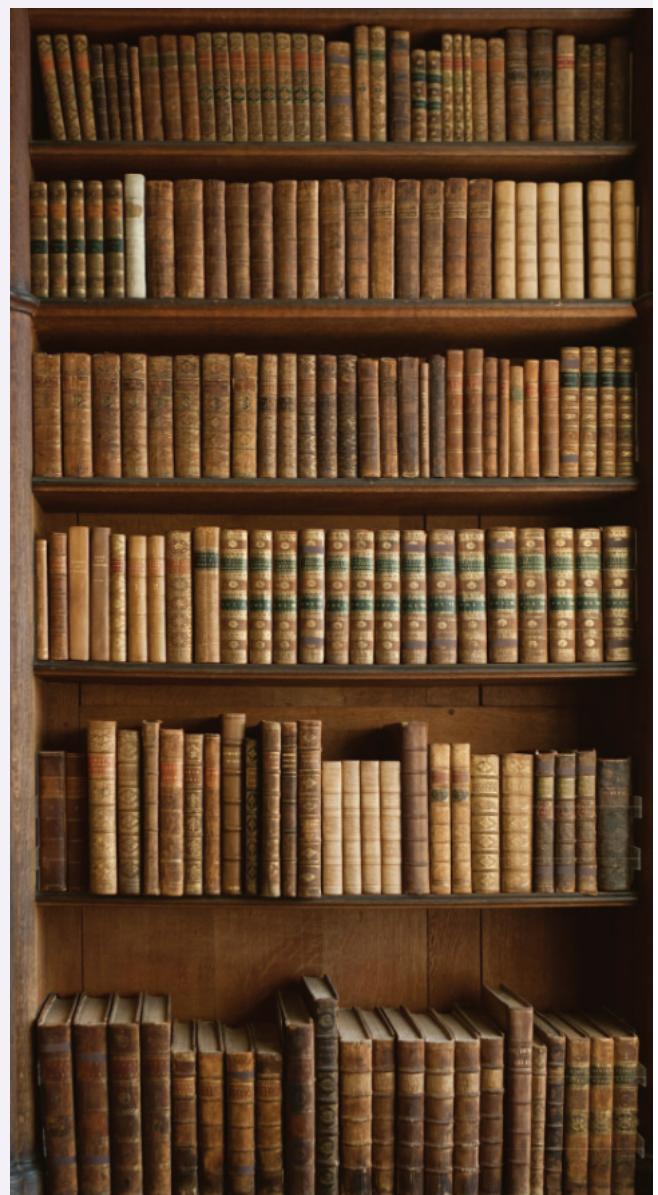


Foto: Ron Porter

Selbstverständnis gehörte, jedes Jahr zwei, drei Klassiker zu lesen. Das Schwinden dieser einst einflussreichen Gesellschaftsschicht dürfte eng mit der Globalisierung und der Digitalisierung zusammenhängen, die zu grossen gesellschaftlichen Umwälzungen geführt haben.

Gelesen wird in unserer Bevölkerung immer noch.

Gleichsam parallel zur inneren Auflösung des Bildungsbürgertums hat sich der Deutschunterricht an den Gymnasien vom überkommenen Literaturkanon, wonach bestimmte Werke zur Pflichtlektüre gehören, mehr und mehr verabschiedet. Es waren vor allem Werke, in denen der Bildungsbürger sich und seine Vorstellungen von der Gesellschaft repräsentiert sah. Bei uns in der deutschen Schweiz ist es noch nicht lange her, da war in fast allen Lehrplänen für den Deutschunterricht die Lektüre von Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell» verbindlich vorgeschrieben. Dies nur als besonders eindrückliches Beispiel für die damalige Gültigkeit des Kanons. Vergessen wir nicht, dass im deutschen Sprachraum das Bürgertum seit dem 18. Jahrhundert als tragende Kraft der Kanonbildung erscheint. Wo dieses Bildungsbürgertum als relativ homogenes Zielpublikum schwindet, da verliert auch der Literatur-

kanon an den Schulen seine Gültigkeit. Er wurde und wird, vor allem von den Reformpädagogen, als Machtmittel herrschender kultureller Klassen verstanden, um unliebsame Ideen von der literarischen Praxis auszuschliessen. Ob dieser schwerwiegende Vorwurf an die Adresse des Kanons zutrifft, sei für einmal dahingestellt. Wichtig für unsere Überlegungen ist, dass mit dem Verlust des Literaturkanons nachweisbar ein Verlust an



Foto: StockSnap

Lektüre einhergeht. Wo Goethes «Faust», Lessings «Nathan der Weise» oder Kellers «Romeo und Julia auf dem Dorfe» nicht mehr zur Pflichtlektüre gehören, um nur drei Beispiele aus dem Kern des Kanons zu nennen, da wird automatisch weniger

gelesen, da werden weniger Bücher gekauft. Das spüren die Buchhandlungen schmerzlich, indem sie kaum noch ganze Klassensätze beispielsweise an Reclam-Ausgaben absetzen können. Werke, die ausserhalb des Kanons liegen, wie etwa Kriminalromane, Frauenliteratur, Migrationsliteratur oder gar experimentelle Literatur, die in den letzten Jahren vermehrt in den Deutschunterricht der Gymnasien Einzug gehalten haben, vermögen dieses Manko nicht wettzumachen.

Es führt kein Weg daran vorbei: Der Buchhandel muss mit neuen Mitteln ein neues Zielpublikum erschliessen. Dabei hat er sich auf ein grundlegend verändertes Lese- und Kaufverhalten einzustellen. Etwa darauf, dass jene, die noch lesen, ihre Bücher vermehrt online kaufen oder auf E-Book-Reader zurückgreifen, denn mit E-Readern, Tablets oder Smartphones können Leser jederzeit und überall auf ihre Lieblingsbücher zugreifen, was sie zu einer idealen Wahl für Personen macht, die viel unterwegs sind. Einige Buchhändler, wie etwa Ex Libris, haben denn auch bereits reagiert



Foto: Perfecto Capucine

und setzen nun voll auf den Online-Handel. Auch wenn die Kluft zwischen Lesern und Nicht-Lesern wächst, lässt sich doch feststellen, dass es nach wie vor Teile unserer Bevölkerung gibt, in denen überdurchschnittlich viel gelesen wird. Jüngere Leute, also Menschen zwischen 16 und 29 Jahren, lesen z.T. recht konsequent, bezeichnen sich gegenüber älteren Leuten denn auch häufiger als «Leseratten. Sechzig Prozent von ihnen haben sich in einer Studie vor drei Jahren dahingehend geäusserst, sie würden pro Jahr mindestens ein Buch lesen. Frauen – auch das ist bekannt – lesen häufiger als Männer. 60,5% von ihnen lesen Bücher, während das bei den Männern nur 44,5% sind. Akademiker lesen häufiger als Leute mit einer Volksschulbildung. Ähnliches gilt für Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern, in denen öfter oder sogar regelmässig vorgelesen wird und für die das Leben nicht primär auf dem Bildschirm stattfindet. Bleibt noch die Gruppe der über 65-Jährigen, die offenbar am wenigsten liest, obwohl sie am meisten Zeit dafür hätte. Für Schweizerinnen und Schweizer, aber auch für die Leserinnen und Leser in Frankreich und Italien ist

das gedruckte Wort immer noch am liebsten. Das unterscheidet sich von den Lese-gewohnheiten in Deutschland und in Österreich, wo jede fünfte Person auf einem E-Reader liest. Neuere Umfragen belegen, dass neben dem Zeitungslesen, das bei den medialen Freizeitaktivitäten zusammen mit dem Fernsehen erwartungsgemäss an erster Stelle steht, erstaunlicherweise auch dem Lesen von Literatur relativ viel Platz eingeräumt wird, ja dass die literarische Lektüre für viele, nach ihrer eigenen Aussage, grösseres Gewicht hat als etwa der Zeitvertreib vor dem Computer. Am



Foto: BrokerX

beliebtesten dabei sind in fast allen Ländern Romane, gefolgt von Krimis und Thrillern. Wie dem im Einzelnen auch sei: Gelesen wird in unserer Bevölkerung immer noch, und das häufig sogar mit Leidenschaft. Denn das Lesen ist zweifellos ein archaisches Vergnügen und somit tief in uns Menschen verwurzelt. Dazu kommt, dass Menschen, die Bücher lesen, fast zwei Jahre länger leben sollen als Lese-Muffel, wie eine amerikanische Studie mit 3600 Teilnehmern gezeigt hat. Wenn das stimmt, haben wir Bücherwürmer also durchaus eine Chance, noch ein paar Jahre auf dieser Erde zu verweilen.

Obwohl viele Leser nach wie vor das Papier bevorzugen, gehen die Verkäufe von Printmedien sowie gedruckten Büchern stetig zurück. Darauf muss der Buchhandel,

wie bereits gesagt, reagieren. Und er sollte das in verschiedenen Kanälen tun. Da jene, die noch Bücher lesen, ihre Bücher immer häufiger online kaufen, sollte er vom stationären Buchhandel noch vermehrt in den Internetbuchhandel wechseln – ein Wechsel, den nicht wenige Buchhändler bereits vorgenommen haben. Dann sollten Einzelfirmen vermehrt in Genossenschaften überführt werden, in denen Bücherriliehaber Anteilscheine zeichnen und zinslose Darlehen gewähren können. Schliesslich müssen Buchhandlungen, ähnlich wie Bibliotheken, immer mehr zu Zentren der Kreativität und des gesellschaftlichen Austausches werden. Lesungen, Ausstellungen, Diskussionsrunden und anderes mehr sollen in den Buchhandlungen stattfinden und sich an alle Menschen richten, die daran interessiert sind. Und



Das schleckt keine Geis weg.

nicht zuletzt sollte auch eine staatliche Buchmarktförderung geprüft werden. In der Schweiz gibt es zwar seit 2016 eine Verlagsförderung des Bundes. Sie besteht aus mehrjährigen Strukturbeträgen an Schweizer Verlage, die eine qualitativ hochstehende Verlagsarbeit leisten. Diese Verlagsförderung müsste allerdings auf den gesamten Buchmarkt ausgedehnt werden, so dass auch die Buchhandlungen davon profitieren könnten. Denn es darf doch nicht sein, dass sinkende Zahlen von Buchverkäufen bei gleichbleibenden Kosten für die Ladenmieten vor allem für kleinere Buchhandlungen schnell das Aus bedeuten können. Buchhandlungen können im Übrigen ihren Angestellten, trotz derer dreijährigen Buchhändlerlehre, häufig nur magere Löhne zahlen und sind, um Personalkosten zu sparen, überdies gezwungen, auch ungelerntes Personal zu beschäftigen.

Freilich darf nicht verschwiegen werden, dass eine staatliche Förderung des Buchmarktes, neben hohen rechtlichen Hürden, auch ihre Kehrseite hat. Sie kann zu einer Abhängigkeit des Buchmarktes vom Staat führen. In einer Demokratie wie in Deutschland, Österreich und in der Schweiz mag das kein Problem sein. Aber was, wenn ein Land eine autokratische Regierung erhält, wenn der Buchhandel erst einmal existentiell von der Politik abhängig ist, wenn diese, wie derzeit in der Slowakei, kulturpolitisch stark durchgreift? Eine Frage, der wir nicht ausweichen dürfen. So weit ein paar wenige Vorschläge, wie der Buchmarkt, aber auch der Staat auf das sinkende Interesse am Kulturgut Buch regieren kann und teilweise schon reagiert hat.

Als Folge der rasanten Entwicklung des Internets wird immer wieder das Ende des Gutenberg-Zeitalters, also einer Welt, die grundlegend vom Buch als Leitmedium geprägt ist, beschworen. An seine Stelle sei längst das elektronische Zeitalter getreten. Und in der Tat wurde die Welt durch die Digitalisierung gleichsam neu programmiert. Heutzutage gibt es kaum noch ein Buch, eine Zeitung, ein Magazin oder ein anderes klassisches Printmedium, das nicht zusätzlich oder gar ausschliesslich online abrufbar ist. Schon seit mehreren Jahren gehen die Verkaufszahlen der gedruckten Auflagen von Zeitungen jeder Art rasant zurück. In den USA schliessen reihenweise auch grössere Zeitungen. Im deutschsprachigen Buchmarkt, vor allem im Bereich der Literatur, setzt die Entwicklung freilich langsamer ein, denn noch sind Bücher in digitaler Form, also E-Books, schon wegen der Augenbelastung durch das künstliche Licht, unbequem zu lesen. Für das Jahr 2024 wird ihr Marktanteil auf lediglich 18 Prozent geschätzt. Trotzdem haben die meisten Verlage inzwischen E-Books im Programm; rund 60 Prozent aller Neuerscheinungen werden heute als E-Books angeboten. Allerdings ist das gedruckte Buch bei den Lesern nach wie vor gefragt; lediglich 11 Prozent der Deutschen erklärten 2023, dass sie künftig weitgehend oder ausschliesslich E-Books lesen wollen. Und dies, obwohl es seit der Frankfurter Buchmesse 1998 E-Book-Lesegeräte gibt, die dank immer besserer



Foto: Ksenia Chernaya

Handhabung und Bildqualität immer bequemer zu benutzen sind und auf denen sich eine ganze Bibliothek herumtragen lässt.

In der Geschichte wurde immer wieder der Untergang des vermeintlich Alten beschworen, wenn Neues im Anzug war, und immer wieder traf dies nicht zu. So wurde etwa mit der Verbreitung des Fernsehens in den späten 1950er Jahren das

allmähliche Ende des Kinos – man sprach vom «Kinosterben» – prophezeit. Das Kino lebt aber heute noch. Ähnlich erging es dem Buch, dessen Ende im Zusammenhang mit der Digitalisierung der Gesellschaft, die unsere Welt tiefgreifend verändert hat, auch immer wieder vorausgesagt wurde. Aber ich bin überzeugt: Auch wenn die Buchbranche insgesamt ein sinkendes Interesse am Kulturgut Buch registriert, wird sich das gedruckte Buch, neben den E-Books, auch in Zukunft behaupten. Welches dürften denn die Gründe sein, die immer noch für das gedruckte Buch sprechen, das bereits fast 600 Jahre hinter sich hat und dessen Ende nicht absehbar ist? Nennen wir abschliessend deren vier – ohne zu verschweigen, dass auch einiges für das E-Book spricht. So sind E-Books weniger sperrig als gedruckte Bücher und daher leichter mitzunehmen, verfügen sie über eine wesentlich grössere Speicherkapazität, ist die Suche nach bestimmten Informationen in E-Books einfacher und sind E-Books zudem in der Regel preisgünstiger als gedruckte Bücher.



Foto: CottonBro

Wenn ich trotzdem eine Lanze für das gedruckte Buch breche, so habe ich dafür, wie bereits gesagt, fünf Gründe, die wir nicht ausser Acht lassen dürfen. Da ist zunächst einmal das taktile Vergnügen, ein physisches Buch in der Hand zu halten, die Seiten umzublättern und sein Gewicht zu spüren – ein Sinneserlebnis, das viele Leser schätzen. Zudem können gedruckte Bücher so etwas wie Nostalgie wecken; die Lehrbücher aus meiner Mittelschulzeit, seien es die Bücher für den Mathematikunterricht, für den Deutsch- oder den Lateinunterricht oder seien es andere Bücher, lösen bei mir stets wunderbare Erinnerungen an eine strenge, aber auch schöne Zeit aus, so dass ich keines dieser Bücher missen möchte. Und da ist die Tatsache, dass gedruckte Bücher im Gegensatz zu E-Books kein künstliches Licht ausstrahlen, wodurch das Risiko einer digitalen Augenbelastung mehr oder weniger wegfällt. Leser können längere Lesestunden geniessen, ohne sich Gedanken über mögliche negative Auswirkungen auf ihr Sehvermögen machen zu müssen. Und da gilt es schliesslich zu bedenken, dass gedruckte Bücher nicht auf elektronische Geräte angewiesen

sind, wodurch es zu keinen Gerätefehlfunktionen, zu keiner Beschränkung der Akkulaufzeit und zu keinen Kompatibilitätsproblemen kommen kann. Diese Unabhängigkeit von Geräten bietet den Lesern ein zeitloses und zuverlässiges Leseerlebnis. Und nicht zuletzt können gedruckte Bücher in der Familie, unter Freunden und Bekannten ausgeliehen werden, was ein Gefühl der Verbundenheit und der gemeinsamen Erfahrungen unter den Lesern fördert.



Foto: Wal_17269

Es gäbe selbstverständlich noch weitere Gründe, die für das gedruckte Buch sprechen. So liesse sich auf die Bedeutung der öffentlichen Bibliotheken hinweisen, die nicht nur Bücher und andere Medien verwahren und sie den Nutzern zur Verfügung stellen, sondern die sich längst auch als Orte der Begegnung verstehen, welche die Menschen zusammenbringen und ihnen zugleich Bildung und Kultur zugänglich machen. Die vielgehörte Forderung «Schafft die Bibliotheken ab und steckt das Geld in die Digitalisierung!» ist schon deshalb fragwürdig. Dies aber noch aus einem anderen Grund: Wer glaubt, nicht mehr die klassische Bibliothek, sondern das Internet sei die einzige bedeutsame Plattform für relevante Informationen, muss sich Folgendes sagen lassen: In den Naturwissenschaften ist vieles von dem, was man aktuell benötigt, tatsächlich in digitaler Form vorhanden. In den Sozialwissenschaften hingegen ist die Dokumentationslage sehr unterschiedlich. Da lässt sich im Internet schon nicht mehr alles finden, worüber Bibliotheken wie selbstverständlich verfügen. Und in den Geisteswissenschaften wird man zumindest bisher mit Buch und Zeitschrift besser bedient als im Internet. Diese Erfahrung habe ich als Germanist und Buchautor selber gemacht. Damit beschliessen wir aber die Debatte zwischen E-Books, Internet und gedruckten Büchern und kommen allmählich zum Schluss.

Liebe Leserinnen und Leser, das schlekt keine Geiss weg: Trotz der zunehmenden Digitalisierung der Gesellschaft sind Bücher, Buchhandlungen und Bibliotheken aus unserer Welt nicht wegzudenken. Denn das Buch umgibt auch heute noch eine Aura als Kulturgut. Das zeigt sich selbst in der Wirtschaft, wenn Buchattrappen als Lebensmittelverpackung, in der Geschenke- und Lifestyle-Industrie, in den Arrangements von Wohnsituationen, in der Bekleidungsindustrie eine wichtige Rolle als Werbeträger spielen. Und vielleicht haben Sie bei einem Besuch von Freunden oder Bekannten im Wohnzimmer die Fernseh-Kommode mit der stattlichen Anzahl von Büchern bestaunt und erst spät bemerkt, dass da mit lauter Buchattrappen aus Lederbänden mit Goldprägung ein Bücherregal imitiert wurde. Oben stand das TV-Gerät, in den Regalfächern darunter allerdings «nur» Videokassetten und CDs. Aber der falsche Schein, im Haus würden fleissig Bücher gelesen, sollte gewahrt bleiben. Besser lässt sich kaum zeigen, welch hohen Wert das Buch als Kulturgut immer noch besitzt.

Keine Frage: Buch und Bibliothek sind einfach nach wie vor mächtige Symbole für Wissen und «kulturelles Gedächtnis». Schon deshalb sind sie keine Auslaufmodelle, können sie sich auch in unserer Zeit und Gesellschaft offenbar gut behaupten. Letztendlich ermöglicht die Koexistenz beider Formate den Lesern, das Beste aus beiden Welten zu geniessen. Viele Liebhaber von Büchern entscheiden sich auf Reisen oder beim täglichen Pendeln für E-Books und geniessen das haptische Vergnügen eines gedruckten Buches, wenn sie ein intensiveres Leseerlebnis suchen. Denn vergessen wir abschliessend nicht Goethes bekanntes Wort aus der Studierzimmerszene in «Faust I»: «Denn was man Schwarz auf Weiss besitzt, kann man getrost nach Hause tragen». Liebe Freundinnen und Freunde des guten Buches, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.



Mario Andreotti, Prof. Dr., war Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen und ist heute noch als Dozent für Neuere deutsche Literatur tätig. Daneben ist er Mitglied des Preisgerichtes für den Bodensee-Literaturpreis sowie der Jury für den Ravicini Preis, Solothurn. Er ist zudem Buchautor und Mitherausgeber der eXperimenta. Von ihm erschienen bei Haupt/UTB das Standardwerk „Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens“ (6., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. 2022). und im FormatOst-Verlag der Band „Eine Kultur schafft sich ab. Beiträge zu Bildung und Sprache“ (2019).

Widerstehe

Schau hin
Sie schwärmen aus
Die Lügen und die Überzeugungen

Schau hin
Sie umgarnen dein Gehirn
Die Machtgelüste ihrer Falschheit

Schau hin
Sie versprechen Himmel
Die sie aus den Höllen holten

Schau hin
Sie leeren deine Fülle
Sich zu bereichern an deinem Ich

Schau hin
Sie würgen an deinem Hals
Wenn du ihn übervoll bekommst

Schau hin
Sie legen Fallstricke aus
Dir jeden Wunsch zum Schein zu erfüllen

Schau hin
Sie wiegen dich in Verdummung
Damit du ihre Schamlosigkeit nicht erkennst

Schau hin
Lass dich nicht ein
Sei frei und widerstehe

Eleonore Hillebrand, 1935 geboren in Rees, aufgewachsen am Niederrhein, ehem. Rechtsflegerin, lebt in Neuss. Schreibt Lyrik und Kurzprosa. Veröffentlichungen in diversen Anthologien und Zeitschriften. Sechs eigene Bücher erschienen im Skript-Verlag Wolfgang Reif, Neuss. Fünf Jahre Leitung des Neusserautorenkreises mit Herausgabe der Anthologie „Neuss -literarisch“. Drei Jahre verantw. Redaktion der Vereinsbroschüre „Der Gießerjunge“ des FDB (Freunde Düsseldorfer Buch e.V.) Seit 2013 ständige Autorin im SPIRITletter bei „PUBLIK FORUM“. Mitgliedschaften: FDA, Literaturbüro NRW, FDB, Die Gruppe 48. 2023 Literaturpreis des Freundeskreises Düsseldorfer Buch – FDB.



Kunjappu Jolly Escape at Moonlight Foto: Dorothea Letkemann

von den hirten

heißt es
sie suchten ihresgleichen
und fanden sich nicht

sie wurden gefunden

heißt es
von einem
der seinesgleichen suchte

nachdem

die heiser gewordenen
stimmen der engel verklungen
die hirten grußlos
fortgezogen waren
nachdem
maria sich auf mantel
und streu gebettet
josef der stab
aus der hand gefallen war
vor müdigkeit

trat ruhe ein
und schaute
wie hebammen es tun
nach dem kind

drei könige

frank muss beatmet werden
ahmad ist ertrunken im meer
tonio kann nicht schlafen vor
angst

da wäre noch
ein stern

Veröffentlicht in:

Thomas Weiß, Werkbuch Advent und Weihnachten, Gestaltungsideen und Material für die besinnlichste Zeit des Jahres. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2023, 167, 171, 290.

Halvor Boller

Aus dem eigenen Leben gibt es kein Entrinnen ...

... aber die Möglichkeit durch ein bewußtes Sein der Ohnmacht eigenen Selbst ein wenig zu entkommen

Genau damit möchte sich dieses Essay beschäftigen, ohne sich allerdings anzumaßen allgemeingültige Lösungen präsentieren zu können. Ganz im Gegenteil, es will eigentlich gar keine Antworten geben, sondern mehr Fragen stellen und dazu anregen den Mut aufzubringen als ein ewig Fragender durch die Welt und das eigene Leben zu gehen.

Wir sind zwar süchtig nach Antworten und am liebsten schnellst möglich nach der optimalen Antwort, weshalb wir bei jeder Frage die digitalen Medien zu rate ziehen, egal ob es der Name einer Pflanze ist, das Ergebnis eines Fußballspiels, eine Erkrankung oder ein Ereignis außerhalb unseres Gesichtsfeldes. Mit jeder Antwort verbinden wir die Hoffnung die Unruhe in uns zur Ruhe zu bekommen, aber zu meist ist sogar das Gegenteil der Fall, wir haben die Antwort geschluckt ohne sie wirklich zu verdauen und sind weiter geeilt. Es ist wie Fastfood, schnell am Automaten sich etwas besorgt, es sogleich verschlungen und weg. Auf die Dauer bekommen solche Menschen oft große gesundheitliche Probleme und verstehen dann oftmals gar nicht warum. Nun, die Frage nach dem Hunger war in ihnen noch gar nicht richtig entwickelt, da haben sie sie bereits mit der schnellst möglichen Lösung gestillt. Der Frage wurde also noch gar keinen Raum gelassen, da hat man sie bereits an der Oberfläche abgetötet, sie konnte nicht bis in die Tiefe unseres Lebens vordringen mit all ihren Facetten. Habe ich wirklich Hunger oder ist es nur eine Lust? Auf was habe ich Hunger? Wo und wie will ich meinen Hunger stillen? Was würde mir jetzt gut tun? Was ist eigentlich Hunger und woher kommt er? Manchmal kann es ganz schön sein den Hunger ein wenig zu genießen, denn er entwickelt eine Freude ihn stillen zu dürfen und wenn man sich dann die Zeit nimmt ihn in Ruhe zu stillen, macht sich eine große Dankbarkeit breit.

Der Hunger nach Fragen beginnt eigentlich mit unserer irdischen Geburt, da allerdings nonverbal mit dem ersten Aufschrei! Warum ist jetzt alles anders? Mit dem folgenden Schreien ist die Frage verbunden, wo gibt es etwas, was mich stillen kann? Und dann folgt das selige Lächeln der Dankbarkeit gestillt worden zu sein. Später nimmt das Kleinkind die Dinge in den Mund, verbunden mit der Fra-

ge, kann man das essen? Wie schmeckt das? Wie fühlt sich das an? Und wenn es dann erstmalig seine Füße entdeckt, stellt sich die Frage, was ist das? Beherrscht das Kind dann die Sprache, folgen unendlich viele Fragen mit warum? Doch je schneller und oberflächlicher die Fragen beantwortet werden, bzw. es mit Informationen überhäuft wird, desto weniger Raum in Form von Zeit bleibt dem jungen Menschen Fragen zu entwickeln, die dazu dienen, die eigene Individualität zu suchen. Spätestens in der Schulzeit wird dann der heranwachsende Mensch nach kurzer Zeit verunsichert, wenn er Fragen stellt, denn plötzlich gelten sie als Zei-

„Was gibt es besseres zur Bewußtseinswerdung ...“

chen, etwas noch nicht verstanden zu haben und dies wird gerne mit einem Grad von Dummheit bewertet, sowohl unter Gleichaltrigen als auch von Lehrerseite her. Die Verhältnisse haben sich nämlich nun verändert, nicht der Heranwachsende stellt Fragen, sondern der Lehrer und der Heranwachsende wird darauf getrimmt, sie möglichst schnell und perfekt zu beantworten, das zeichnet dann den positiven Schüler aus. Wer selber Fragen hat, wird aus Unsicherheit zunehmend stiller, bis er im Unscheinbaren verschwindet. Ausgezeichnet werden dagegen die besten Wissensautomaten.

Doch in den grausamsten Leidensmomenten lernen wir möglicherweise am meisten fürs Leben, denn in diesen Augenblicken wird unser ganzes eigene Leben in Frage gestellt, unbewußt stellt sich da die Frage, halte ich das noch aus? Wie soll das weitergehen? Wieviel lasse ich mir noch gefallen? Wenn man so einen schweren Prozeß heile durchlebt hat, hat man unendlich viel fürs Leben gelernt, denn man hat eine Leidenschaft fürs Leben aufgebracht.

Es gibt allerdings sehr viel verschiedene Arten von Fragen, jene die ganz oberflächlich zur Kommunikationseröffnung dienen, andere zur Wissensabfragung und dann die deutlich tiefergehenden zur Bewußtmachung unserer Sinneswahrnehmung, was sehe ich da für eine Pflanze? Was ist das für ein Geruch, den meine Nase wahrnimmt? Hier beginnt das bewußtere Fragen, denn wenn ich mir die Frage stelle und mich auf den Weg mache, die Lösung zu suchen, werde ich aktiv und zeige Interesse (inter esse = zwischensein, bewege mich zwischen mir und dem Gegenüber). Ein Forscher versucht noch etwas tiefer in die Materie einzudringen mit seinen Fragen. Aus was für Elementen besteht das Gegenüber? Wie kann das Gegenüber fliegen? Was muss verändert werden, damit das Blut gerinnt? Das sind die Fragen der Naturwissenschaftler und sie stellen sie durchweg als von außen be-

trachtende, also vom Gesichtspunkt der möglichen Kopierbarkeit zur allgemeinen Reproduktion.

Wenn ich meine Fragen versuche noch tiefgehender zu stellen, wird es mir kein unbedingtes Verlangen sein allgemeingültig brauchbare Antworten zu finden, sondern herauszufinden worin die Besonderheit des Einzigartigen besteht. Und diesbezüglich ist es wesentlich sich seiner Einzigartigkeit erst einmal bewußt zu werden und Fragen an sich zu stellen, die ein anderer gar nicht beantworten kann, z.B. warum mag ich dieses oder jenes nicht? Warum gehe ich gerne dahin, wo viele hingehen? Oder umgekehrt, warum meide ich solche Ansammlungen? Wenn ich lerne solche Fragen für mich selbst zu beantworten, beginne ich meiner selbst bewußt zu werden, was dementsprechend mein Selbst-bewußt-sein stärkt, bis es auch mal lernt in einer Gruppe ganz alleine einen eigenen Weg zu gehen. Einen eigenen Weg zu gehen ist schwer, denn er ist immer einsam, aber er entzieht einen dem Sog der Masse und stärkt damit das eigenständige Denken, was zunehmend notwendiger wird in der Einsamkeit, denn wer könnte einem da sonst noch im Denken behilflich sein? Es ist wie der einsame Wanderer in Bergregionen. Ist man erst einmal in diese Region vorgedrungen, eröffnen sich einem ganz neue Dimensionen an Fra-

„... als Fragen an sich zu stellen?“

gen, denn plötzlich stellen sich Lebensbewußtseinsfragen, schließlich sind Sie allein in einer großen Weite und es interessiert Sie dann nicht mehr, was jemand anderes über Sie denken könnte oder ob Sie sich wegen der anderen anders Verhalten sollten. Nein, Sie haben sich längst zu sich selbst entschieden. Doch nun tauchen Fragen nach den Grundfesten des Lebens auf, die wieder ganz allgemeiner Art sein können, aber in meiner Person einzig sind. Warum leben wir? Welche Bedeutung hat die Begegnung mit meinem Gegenüber? Was und welche Sprache gibt es? Worin besteht der Sinn meines Lebens? u.s.w. Es sind lauter Fragen, die mir niemand außer ich selbst mir beantworten kann.

Doch um dorthin vorzudringen ist es wesentlich das selbständig bewußte Denken zu schulen, eine KI kann mir dabei nicht behilflich sein, sie kann mich nur durch ihre schnellen Antworten von dem Weg abhalten, weil sie mein Denken zur Degeneration verlockt. Sie versucht durch eine scheinbar perfekt schnelle Antwort meinen Prozeß auf ein minimales zu verkürzen, so wie wenn ich von hier nach Tokio fliegen würde, ich wäre in wenigen Stunden dort, aber von den verschiedenen Kulturveränderungen auf dieser Strecke hätte ich keine Ahnung, was natürlich

kein Problem wäre, wenn es sich um eine einzig große Fabrikhalle mit einer Anreihung von ein und dergleichen Maschinentypen handeln würde, es sich also um die Überbrückung einer unendlichen Langeweile handelte, wobei auch diese gälte es mal zu erleben, um die zu überbrückende Distanz wirklich erfassen zu können. Welchen Wert hat eine Quelle für mich, wenn sie nach 5 Metern erreichbar ist? Und welche, wenn sie 5 Kilometer entfernt ist? Die Quelle ist das gleiche und auch das Wasser das dort fließt, aber ich werde achtsamer mit dem Wasser umgehen, welches ich 5 Kilometer tragen muss, es wird mir also kostbarer sein, als wenn es aus 5 Meter Entfernung kommt.

Je mehr ich aufbringen darf oder muss für etwas, desto wertvoller wird mir die Angelegenheit. Ein Geschenk ist etwas schönes, aber besitzt keinen besonderen Wert, außer es ist die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches. Eine Oase besitzt keinen Wert einer Oase, wenn nicht Wüste drum herum ist, Europa ist voller Oasen, aber ohne Wüste. Das Wertvolle ist also das Besondere im Allgemeinen! Doch je mehr alles allgemeingültiger wird, desto wertloser wird es. Wenn die Städte überall gleich aussehen, verlieren die einzelnen Städte ihre Bedeutung. Wenn die Menschen im Denken und Verhalten sich überall gleichen, wieso soll ich sie noch als einzelne wahrnehmen? Die Masse verkommt zur Wertlosigkeit, das Unikat dagegen findet Beachtung, aber für die digitale Welt ist das Unikat ein Störfaktor, weil es in seiner Einmaligkeit nur schwer erfassbar ist, das digitale ist lediglich ein duales System, eins oder null?!

Ist es also nicht umso wichtiger, wenn ich als Mensch beachtet werden will, mir meiner eigenen Art bewußt zu werden? Und was gibt es besseres zur Bewußtseinswelt als Fragen an sich zu stellen?

Jeder gewissenhafte Schauspieler stellt unendlich viele Fragen an seine zu spielende Rolle. „Wer ist diese Rolle? Wo lebt sie? Warum tritt sie hier auf? Was will sie überhaupt? Aus was für Familienverhältnissen kommt sie? Wie bewegt sie sich? Und warum bewegt sie sich so? Kann sie lieben?“ und so weiter.

Fragen sind der Weg der Auseinandersetzung zum bewußten Sein.

Halvor Boller, geboren 1961 in Norwegen, lebte in der Schweiz und Deutschland, zog bis zu seinem 42sten Lebensjahr häufig um und ist nun seitdem an einem Ort im Taunus ansässig. Heute lässt er die Welt auf sich zukommen, zu Menschen aus verschiedensten Nationen pflegt er Kontakte. Ist ansprechbar, ein einfacher Mensch, eigentlich mal Schauspieler und betreibt die Kunst das Leben in seiner Vielseitigkeit zu gestalten.

„Ich versenke mich beim Schreiben ganz in die einzelnen Figuren und versuche, die Welt aus ihrer Sicht zu sehen“

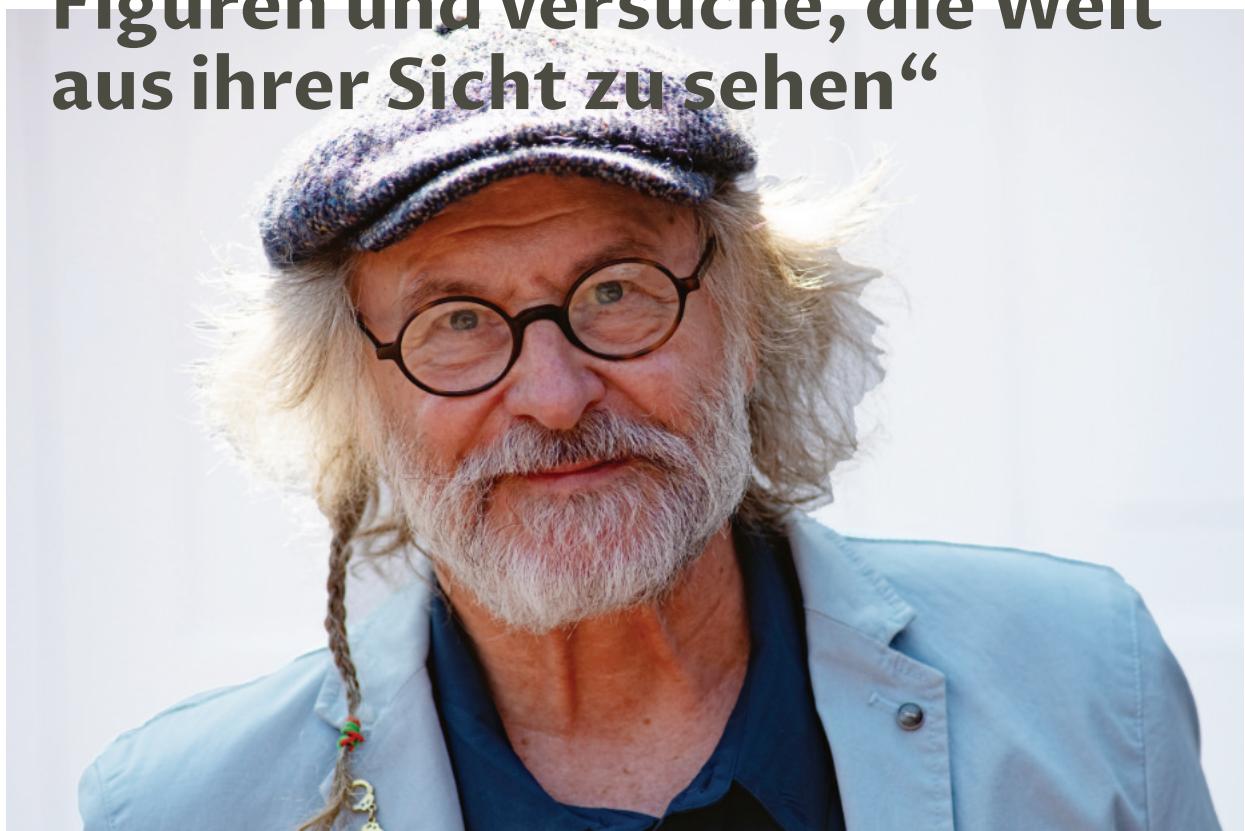


Foto: Wolfgang Weßling

eXperimenta-Interview mit Klaus-Peter Wolf

eXperimenta Lieber Klaus-Peter, der dritte Teil Deiner Weihnachtsmann Killer Trilogie ist soeben erschienen. In diesem Teil beschreibst Du, dass Dein Protagonist Tobias Henner eine Abneigung, gegen alles was mit Weihnachten zu tun hat, pflegt. Er mag zum Beispiel keinen Zimt Duft, verabscheut Christstollen, die bereits im Oktober in den Geschäften angeboten werden und am liebsten würde er Weihnachten aus dem Kalender streichen.

Kann es sein, dass der Autor der „Weihnachtsmann Killer Trilogie“ ebenfalls eine Abneigung gegen Weihnachten hegt?

Klaus-Peter Wolf Im Gegenteil. Ich liebe diese Zeit und gehe gerne abends spazieren, wenn die Stadt so schön beleuchtet ist. Auch mag ich die Gerüche. Das Café ten Cate, das der Weihnachtsmannkiller zerstören will, ist für mich ein Genusstempel. Auch die Verknobelungen – von denen im Roman erzählt wird – habe ich dort voller Freude mitgemacht. Ich liebe Marzipan und die Gerüche zur Weihnachtszeit. Selbst Weihnachtsmärkte üben auf mich eine magische Anziehungskraft aus. Umso mehr Spaß machte es mir, mich in die Perspektive des Weihnachtsmannkillers einzufühlen.

„Ich habe versucht, von den Besten zu lernen ...“

eXperimenta Tobias Henner hat einen Adventskalender mit 24 Türchen angelegt. Du benutzt die Tradition des Adventskalenders, um für jeden Tag in der Adventszeit einen Weihnachtsmann durch die Hand des Weihnachtsmann Killers zu töten. Das klingt verdammt radikal.

Verfolgst du etwa eine bestimmte Absicht mit deiner Trilogie?

Klaus-Peter Wolf Egal, wie wir zum Weihnachtsfest stehen und welche Erinnerungen es in uns weckt, jeder kennt dieses tabuisierte Gefühl: Man geht mit seinem Einkaufswagen durch den Supermarkt und denkt, wenn jetzt noch einmal jemand Last Christmas spielt oder Jingle Bells, raste ich komplett aus. Der Weihnachtsmannkiller lebt dieses Gefühl für uns aus. Es erleichtert

eXperimenta Deine Krimis wurden verfilmt und sind unter der Marke „Ostfriesenkrimis“ beim Publikum bekannt und sehr beliebt. Gibt es eine Formel für den Erfolg Deiner Krimis?

Klaus-Peter Wolf Formeln gibt es nicht. Aber ich ahne, warum ich zum meist verfilmten Romanschriftsteller unseres Landes wurde: Ich versenke mich beim Schreiben ganz in die einzelnen Figuren und versuche, die Welt aus ihrer Sicht zu sehen. Dabei verändert sich alles. Auch mein Geschmack und natürlich meine Sprache. Ich werde ganz zu der Figur.

Schauspieler müssen etwas Ähnliches leisten. Die merken natürlich, ob schonmal jemand in der Figur war, ob sie ein wirkliches

„... wenn jetzt noch einmal jemand Last Christmas spielt oder Jingle Bells, raste ich komplett aus.“

uns, wenn wir jemandem zusehen können, der Dinge tut, die wir uns nie erlauben würden.

eXperimenta Welche Bedeutung hat für Dich persönlich Weihnachten?

Klaus-Peter Wolf Ich freue mich darauf, weil sich unsere ganze große Patchworkfamilie dann trifft. Wir mieten uns immer ein Haus, kochen alle gemeinsam und verbringen ein paar Tage miteinander. Das genieße ich sehr.

Eigenleben hat oder nur eine leere Hülse ist. Ich mag es in Romanen nicht, wenn ich spüre, dass der Autor seine Figuren wie Holzmarionetten behandelt. Der Spieler zieht oben am Seil, dann hebt eine Figur den Arm. Lässt der Spieler los, fällt der Arm kraftlos runter. Romanfiguren sind keine Marionetten des Autoren, sie müssen aus sich selbst heraus leben.

Wenn ich merke, dass meine literarischen Figuren nicht mehr das tun, was ich eigentlich für sie vorgesehen hatte – wenn sie sich der eigentlichen Story widersetzen und ihr

... und Kontakt zu Schriftstellern gesucht“

eigenes Ding machen – dann freue ich mich, denn ich weiß, dass mir Figuren gelungen sind, die stärker sind als ich und aus eigener Kraft leben.

eXperimenta Auffallend ist, dass Du auch Themen in Deine Krimis einbaust, die auf gesellschaftliche Tabus aufmerksam machen. Welche Absicht verfolgst Du damit?

„Romanfiguren sind keine Marionetten des Autoren, sie müssen aus sich selbst heraus leben.“

Klaus-Peter Wolf Kriminalliteratur ist die eigentliche gesellschaftsrelevante Literatur unserer Zeit. Im besten Falle ist ein guter Kriminalroman ein Röntgenbild unserer Gesellschaft. Wir schauen in die Abgründe der menschlichen Seele, sehen den Riss, der durch die Gesellschaft läuft und manchmal spüren wir die Hölle in uns.

Natürlich vermittele ich ein Menschenbild und mache aufmerksam auf Dinge, die nicht stimmen. Das geschieht beim Schreiben selbst auch absichtslos, denn wir sind ja alle Teil dieser Welt.

eXperimenta Du bist in Gelsenkirchen, sozusagen mitten im Ruhrpott, geboren und aufgewachsen. Heute lebst du als Krimiautor in Ostfriesland. Wie passt das zusammen, ein Junge aus dem Ruhrpott, der in Ostfriesland Krimis schreibt?

Klaus-Peter Wolf Wie für die meisten im Ruhrgebiet war auch für die Menschen meiner Umgebung Ostfriesland immer ein Sehnsuchtsort. Zum Glück hatte ich meinen Onkel Warfsmann, der von Ostfriesland ins Ruhrgebiet gezogen war, um bei seiner geliebten Frau zu sein. Der nahm mich immer wieder mit an die Küste. Ich wohne jetzt seit 2003 in Norden, im selben Viertel wie meine Kommissarin Ann Kathrin Klaasen.

In meiner Straße wohnen mehrere Familien aus dem Ruhrgebiet und eine aus Kurdistan. Nur ganz am Anfang der Straße wohnt mein alter Freund, der Maurermeister Peter Grendel, den viele sicherlich aus meinen Romanen kennen.

eXperimenta Wie kam Dein Entschluss, Schriftsteller zu werden?

Klaus-Peter Wolf Ich wollte nie etwas anderes werden. Als ich klein war, wurde ich deswegen ausgelacht. In Deutsch hatte ich eine Fünf, aber ich folgte trotzdem immer diesem Traum. Ich habe mich in Kinos rumgetrieben und in Bibliotheken. Ich habe versucht, von den Besten zu lernen und Kontakt zu Schriftstellern gesucht, u.a. zu Max von der Grün und Josef Reding, Autoren aus dem Pott, die mir weitergeholfen haben.

„Ich wollte nie etwas anderes werden.“

eXperimenta_ In Deinen jungen Jahren warst Du politisch sehr engagiert und hast mit „Dosenbier und Frikadellen“ und „Tage die wie Wunden brennen“ viel beachtete Romane geschrieben, in deren Mittelpunkt, gesellschaftliche Themen standen. Wie kam Deine Wandlung zum Krimiautor?

Klaus-Peter Wolf_ Das war keine Wandlung. Ich habe immer schon Spannungsliteratur geschrieben. Halt Bücher, wie ich sie selbst gerne lese. Einen politisch gesellschaftlichen Anspruch hatten meine Sachen immer – früher war das vielleicht besonders herausgestellt, heute ist es subtiler. Ich habe ja jetzt mehr Lebenserfahrung.

eXperimenta_ Welche Zukunftsprojekte sind bei Dir in der Planung?

Klaus-Peter Wolf_ Ende Januar wird der 20. Ostfriesenkrimi, „Ostfriesenerbe“, erscheinen. Im Februar und März laufen dann

Klaus-Peter Wolf (* 12. Januar 1954 in Gelsenkirchen) ist ein deutscher Schriftsteller, Hörbuchsprecher und Drehbuchautor. Seine Bücher wurden in 24 Sprachen übersetzt und über 13,5 Millionen Mal verkauft. Er ist der Erfinder der Ostfrieslandkrimis.

die Verfilmungen der Romane „Ostfriesentod“ und „Ostfriesenzorn“ fürs ZDF. Ich selbst bin natürlich schon ein bisschen weiter und schreibe gerade an „Sommerfeldt Solo“. Ja, mein beliebter Serienkiller bekommt seine dritte Trilogie. Ich liebe es, meine Romane im Studio einzulesen und meinen Figuren in den Hörbüchern eine eigene Stimme zu geben. So wurde ich fast nebenbei zum Hörbuchsprecher. Jetzt stehe ich vor den Studioaufnahmen zu „Ostfriesenerbe“.

eXperimenta_ Vielen Dank für das Gespräch!

Klaus-Peter Wolf_ Aber gerne doch.

Das Interview führte Gabriela Heins.



Foto: Gaby Gerster

Klaus-Peter Wolf

Ostfriesenerbe

(Auszug aus dem gleichnamigen Roman)

Klaas unterbrach seine Rede und warf einen tadelnden Blick in ihre Richtung. Einige behaupteten, die zwei hätten früher mal was miteinander gehabt.

Mit einer lässigen Handbewegung gab sie ihm zu verstehen, er solle ruhig weitermachen. Gleichgültig, wo sie hinkam, sie schaffte es immer, den Eindruck zu vermitteln, sie sei die Chefkin, die heimlich im Hintergrund alle Fäden zog.

„Nun mach schon“, stöhnte sie genervt, „quatsch ihn unter die Erde.“

Klaas fuhr fort, tat aber, als hätte er ihre Aufforderung nicht gehört.

*

Es war die erste Beerdigung, an der Dana Kleinlein teilnahm. Es sollte nicht die letzte bleiben.

Sie hatte sich so etwas ganz anders vorgestellt. Sie dachte, es würde regnen. Stattdessen lockte ein sonniger Tag die Touristen in die Eiscafés. Die Straßen waren voller Lachen und Vogelgezwitscher.

Sie hatte noch nie eine Leiche gesehen. Der Mann im Sarg hatte mit ihrem Onkel nicht mehr viel gemeinsam. Wie eine Puppe sah er aus. Kleiner, mit einem merkwürdig spitzen Gesicht.

Sie hatte ihn sehr gemocht. Besonders sein Lachen. Sie vermisste es schon jetzt.

Er konnte Probleme weglachen. Von ihm ausgelacht zu werden, kam einer Vernichtung gleich. Sein Lachen war eine mächtige Kraft, um die sie ihn immer beneidet hatte. Er lachte dem Leben und allen Problemen, die auf ihn zukamen, mal fröhlich, mal höhnisch, ins Gesicht.

Davon war jetzt nichts mehr zu sehen. Sogar die Lachfalten schienen verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Das von Wind und Sonne gegerbte Gesicht war maskenhaft.

Ihm, der weder an einen Gott noch an einen Teufel geglaubt hatte, wohl aber an Schiffsgäste und den Klabautermann, hatte der Bestatter die Hände brav auf der Brust gefaltet.

Dana Kleinlein lehnte sich an ihren Verlobten. Sein Arm um ihre Schulter tat gut. Ja, sie hatten sich ganz traditionell verlobt. Onkel Heinz hatte die Feier bezahlt. Es hatte Snirtjebraa gegeben und natürlich selbst gefangenen Fisch, den er gemeinsam mit Justus über Buchenholz geräuchert hatte.

Sie hatte die halbe Nacht mit ihrem Onkel getanzt. Sie war ihm von allen Verwandten die liebste und das hatte er auch gern und oft laut herausposaunt. Es war ihm zwar nicht gelungen, aus Justus einen guten Segler zu machen, aber er hatte ihn fürs Fischen begeistert und fürs Räuchern.

Bei einer gemeinsamen Angeltour war ihr Boot gekentert. Nur Justus hatte überlebt. Sie war an dem Abend nicht dabei gewesen, doch sie konnte sich gut vorstellen, welch selbstquälerische Schuldgefühle an Justus fraßen. Er zeigte es nicht.

Man konnte selten sehen, wie Justus drauf war. Am Anfang hatte Onkel Heinz über ihn gesprochen als dein Freund mit der Gesichtslähmung, später dann, als er ihn ins Herz geschlossen hatte, nannte er ihn Pokerface.

Onkel Heinz hatte, da waren sich alle Verwandten einig, einen Narren an Dana gefressen. Diesen Satz hatte sie schon als Kind oft gehört. Vielleicht lag es daran, dass sie ihrer Mutter so ähnlich sah. Seiner geliebten, viel zu früh verstorbenen Schwester. Sie hatte zu ihm immer eine bessere Beziehung gehabt als zu ihrem Vater, vermutlich weil Onkel Heinz sie nicht einengte, sondern ihr manchmal Luft unter die Flügel pustete, sie zu jedem Flug ermunterte und lächelnd wieder auffing, wenn sie fiel. Alles, was sie machte, fand er großartig. Nie hatte er sich abfällig über sie geäußert.

Ganz anders ging es ihm mit dem Rest der Verwandtschaft. An Tante Lotte, die jetzt ein Taschentuch nach dem anderen vollheulte, hatte er kein gutes Haar gelassen. Er hatte gesagt, sie sähe aus wie Sumo-Ringer gerne aussehen würden, wenn sie nur genug zu essen bekämen.

Ja, er konnte gemein sein. Wenn er jemanden nicht mochte, dann war die Person bei ihm richtig unten durch, wie er es ausdrückte.

Tante Lotte stützte sich auf ihren Rollator. Sie ächzte. Ihr Atem klang mehr nach Ersticken als nach Luft holen. Ihr Rollator quietschte. Sie verbreitete in dieser Leichenhalle um sich herum eine Lärm-Aura, die sie vor zu viel Nähe schützte. Alle hielten gebührenden Abstand zu ihr, sogar Onkel Meyers, der mit seinem Militärschnitt und seiner zackigen Haltung alle daran erinnern wollte, dass der dritte Weltkrieg kurz bevorstand. Er hatte ihn seit Jahrzehnten vorausgesagt. Er löste die Horrorszenarien vom atomaren Krieg und der totalen Zerstörung gern auf, indem er seinen selbstgebrannten Birnenschnaps anbot. Während er einschenkte, sagte er jedes Mal: „Lasst uns noch schnell einen verlöten, wer weiß, ob wir morgen noch flöten.“ Sobald er das Glas erhob, kam der Spruch, den alle gemeinsam aufsagten: „Nicht lang schnacken, Kopp in Nacken.“

Sein Jackett roch fast immer nach kalter Zigarrenasche und auf seiner Schulter lagen silberne Schuppen. Sie rieselten aus seinem Kopfhaar.

Finn war natürlich nicht gekommen. Damit hatte auch kaum jemand gerechnet. Seit ein paar Jahren hatte ihn niemand mehr gesehen. Er hatte mit der Familie völlig gebrochen und machte ganz sein eigenes Ding.

Sören, Onkel Heinz' spindeldürrer jüngerer Sohn, stand, obwohl es warm war, frierend in der Leichenhalle. Er wirkte oft wie ein Junkie, der auf den nächsten Schuss wartete, hatte in Wirklichkeit aber mit Drogen nichts zu tun, lebte vegan, rauchte nicht, trank keinen Alkohol und wäre nie, wie Justus, mit seinem Vater nachts zum Fischen rausgefahren. Er studierte Germanistik und Philosophie an der Uni Oldenburg auf Lehramt.

Schon zu Lebzeiten hatte Onkel Heinz festgelegt, dass an seinem Grab kein Pfaffe sprechen sollte, sondern sein Freund Klaas.

Justus führte seine Verlobte Dana nach draußen an die frische Luft. Sie sah kaum noch etwas. Ein Tränenschleier verklebte ihre Augen. Aus ihrer Nase lief Schnodder. Sie hatte etwas von einem kleinen Mädchen an sich.

Irgendwo hämmerte ein Specht. Spatzen stritten sich lautstark.

Tante Lotte nahm eins ihrer Papiertaschentücher und fuhr damit ungefragt in Danas Gesicht. Sie wollte ihr die Nase putzen, verschmierte aber alles nur, denn Dana schlug in einer reflexhaften Bewegung Tante Lottes Hand weg. „Sei doch nicht immer so übergriffig“, kritisierte Onkel Meyers sie.

Lotte fuhr ihn an: „Ich bin nicht übergriffig. Ich will nur helfen!“

Justus flüsterte Dana zu: „Du schaffst das, Dana. Du schaffst das.“

„Bleib bei mir. Halt mich ganz fest.“

Zwei Amseln übertrafen sich gegenseitig mit ihrem fröhlichen Gesang.

Am Grab sprach Klaas nicht zur Trauergemeinde, sondern zu seinem alten Freund Heinz: „Du hast keine hohe Schule besucht. Deine Universität war das Leben und die christliche Seefahrt. Wir haben zusammen Wohnungen renoviert und Häuser gebaut! Dabei lernt man sich kennen. Du warst ein Macher, Heinz! Von dir können die jungen Leute eine Menge lernen. Du hast keine Luftschlösser gebaut, sondern solide Ferienwohnungen und Einfamilienhäuser.“

Der Sarg wartete über dem offenen Grab darauf, herabgelassen zu werden. Eine Dohle mit blauschwarzem Gefieder landete darauf. Alle Gäste hielten den Atem an. Die Dohle sah sich um, als müsse sie sich die Beerdigungsgesellschaft in Ruhe anschauen. Sie stieß einen Laut aus, der etwas Spöttisches an sich hatte. Sie ging ein paar Schritte über den Sarg. Ihre Krallen kratzten auf dem Holz. Der Hohlraum des Sarges war ein guter Resonanzboden dafür.

Sie sah sich das Blumengebinde auf dem Sargdeckel an und pickte einmal in eine rote Nelke. Dann flatterte sie davon.

Für Dana war es, als würde die Seele ihres Onkels mit dem Vogel davonfliegen, weil sie keine Lust hatte, unter der Erde zu landen.

Können Seelen Vögel rufen? Onkel Heinz hätte die Frage sicherlich bejaht. Das wusste Dana genau.

Roberta Nagold kam natürlich wie immer zu spät. Sie brauchte die Auftritte. Im Grunde war sie schon allein deshalb beleidigt, weil Heinz gestorben war, während sie sich im Urlaub auf den Malediven befand und jetzt hatte Klaas nicht mal mit seiner Rede gewartet, bis sie sich die Ehre gegeben hatte, zu erscheinen.

Sie war zweiundsechzig, aber machte auf Mitte dreißig. Onkel Heinz hatte über sie gesagt, sie sähe immer so aus, als ob sie gerade vom Nymphomaninnen-Kongress zurückkäme, wo man sie zur Vorsitzenden gewählt hätte.

Sie nieste zweimal laut, sodass auch jeder zur Kenntnis genommen haben musste, dass sie angekommen war.

Klaas unterbrach seine Rede und warf einen tadelnden Blick in ihre Richtung. Einige behaupteten, die zwei hätten früher mal was miteinander gehabt.

Mit einer lässigen Handbewegung gab sie ihm zu verstehen, er solle ruhig weitermachen. Gleichgültig, wo sie hinkam, sie schaffte es immer, den Eindruck zu vermitteln, sie sei die Chefin, die heimlich im Hintergrund alle Fäden zog.

„Nun mach schon“, stöhnte sie genervt, „quatsch ihn unter die Erde.“

Klaas fuhr fort, tat aber, als hätte er ihre Aufforderung nicht gehört.

Christian Sünderwald

Mensch versus Tier

Die Illusion der Überlegenheit

Es gibt heute keinen Zweifel mehr: Der Mensch ist ein Tier. Charles Darwin hat mit dieser Einsicht ein Weltbild erschüttert, das über Jahrhunderte hinweg vom Gedanken der Einzigartigkeit des Menschen geprägt war. Doch wie gehen wir mit dieser Erkenntnis bis heute um – biologisch, moralisch, kulturell?

Zwar mögen wir – kognitiv betrachtet – anderen Lebewesen scheinbar voraus sein, doch viele Tiere verfügen ebenso über ein Bewusstsein, Schmerzempfinden und eine ausgeprägte soziale Intelligenz. Die moderne Verhaltensforschung zeigt, dass es keine scharfe Trennlinie gibt, die den Menschen klar von allen anderen Tieren abgrenzt. Dennoch behandeln wir Tiere, als seien sie Objekte, Rohstoffe, Werkzeuge – bereit zur Nutzung, zum Verbrauch, zur Ausbeutung.

In Schlachthöfen, Laboren und Versuchskäfigen setzen wir genau jene Fähigkeiten außer Kraft, die wir bei uns Menschen als Grundlage für das moralische Anrecht auf Schutz ansehen: Leidensfähigkeit, Individualität, ein Wille zum Leben. Warum dürfen wir eine Maus in einem Tierversuch Schmerzen leiden lassen, während ein menschlicher Säugling unter gleichem Bewusstseinsniveau absoluten Schutz genießt? Diese Frage ist nicht polemisch, sondern ein moralisches Paradoxon und damit nicht nur philosophisch zwingend.

Was uns früher wie eine gottgegebene Ordnung erschien – die absolute Vorrangstellung des Menschen – entpuppt sich heute immer mehr als eine ideologisch verbrämte Bequemlichkeit. Der bereits seit den 70ern etablierte Begriff des „Speziesismus“, also die diskriminierende Bevorzugung der eigenen Spezies (hier des Menschen), bringt es auf den Punkt: Die Zugehörigkeit zur Spezies „Mensch“ wird zur letzten, willkürlichen Bastion moralischer Privilegierung.

Und so ist unser praktischer Umgang mit unseren Mitgeschöpfen auch voller Widersprüche. Wir beweinen das Schicksal eines misshandelten Hundes – und essen gleichzeitig das Fleisch eines Schweins, das intelligenter und empfindsamer ist als mancher Familienhund. Wir sprechen Tieren jede Würde ab, während wir toten Menschen, die nichts mehr empfinden können, zeremonielle Ehrung und pietätvollen Umgang angedeihen lassen.

Diese Doppelmoral hält sich bis heute. Im Mittelalter wurden Tiere vor Gericht gestellt – und hingerichtet. Schweine, Ratten, selbst Insekten wurden exkommuniziert oder erhielten Todesurteile. Man sprach ihnen Willen und Schuld zu. Tiere galten als verantwortliche Wesen innerhalb einer von Gott gegebenen Ordnung. Heute hingegen sprechen wir Tieren jeden moralischen Status ab – nicht, weil sie sich verändert hätten, sondern schlicht, weil wir es können.

Die moralische Frage lautet nicht: „Können Tiere denken?“ oder „Können sie sprechen?“, sondern – wie Jeremy Bentham schon 1823 schrieb – „Können sie leiden?“. Diese Frage steht hinter allen Argumenten, allen Empörungen und Verteidigungen: das Leid. Und mit ihm das Unrecht.

Doch es regt sich zunehmend Widerstand – in der Philosophie, in der Gesellschaft und bei immer mehr von uns selbst. Immer mehr Menschen spüren, dass die gewohnte Hierarchie zwischen Mensch und Tier auf tönernen Füßen steht, dass unsere ethischen Standards, wenn sie universell gelten sollen, nicht an der Grenze der Art enden dürfen.

Gleichzeitig aber warnt der Soziologe Klaus Alfs vor einer neuen Idealisierung der Tiere: einer Disneyfizierung der Natur, in der Tiere zu besseren Menschen verklärt und mit moralischen Erwartungen überfrachtet werden, die sie nie erfüllen können. Denn Tiere sind nicht besser – aber sie sind auch nicht schlechter. Sie sind anders. Und genau darin liegt die ethische Herausforderung: Nicht Gleichmacherei, sondern gerechte Berücksichtigung der Differenz.

Wir leben in einem historischen Zwischenraum. Auf der einen Seite stehen jahrtausendealte Überzeugungen, dass der Mensch über allem steht. Auf der anderen Seite wachsen Einsichten, die uns zwingen, diese Vorrangstellung zu relativieren – ohne uns selbst zu verleugnen. Vielleicht ist dieser Zwischenraum die große Prüfung unserer Humanität.

Der Mensch: ein Tier mit Moral. Und genau deshalb: in der Pflicht.

Christian Sünderwald (Jg. 1968), in München geboren und in Luxemburg aufgewachsen, lebt seit 1991 in Chemnitz mit seiner Frau Nicole, mit der er Anfang 2024 auf Mallorca eine zweite Heimat fand und seitdem zwischen der Baleareninsel und Sachsen pendelt. In den vergangenen zehn Jahren veröffentlichte er zahlreiche Essays, Aphorismen und verschiedene textreiche Fotobände. 2025 erschien sein Romandebüt, der Thriller „Die Spur der Ratten.“

Künstler und Künstlerinnen in Kriegszeiten

Kraft und Vermächtnis der Kunst – Gestern und heute

Charlotte Salomon

„Leben? oder Theater?“

Im ersten Teil dieser Serie erinnerte ich an den Künstler, Schriftsteller und Bildhauer Otto Freundlich, der mit seinen kraftvollen Werken stets auf der Suche nach der Quintessenz des Menschseins war. Heute möchte ich an das Leben und Werk der jüdischen Künstlerin Charlotte Salomon erinnern. Eine junge Frau, deren Kindheit und Familiengeschichte wie ein ewiger Schatten auf ihr lag und die dem Leben unter den widrigen Bedingungen im Dritten Reich und ihrem darauffolgenden Exil dennoch alles abtrotzte.

„Der Krieg tobte weiter und ich saß da am Meer und sah tief hinein in die Herzen der Menschen. Ich war meine Mutter, meine Großmutter, ja, alle Personen, alle Personen, die vorkommen in meinem Stück, war ich selbst.“ (Charlotte Salomon)



Charlotte Salomon Selbstbildnis (1940)

unter den Strapazen, Misshandlungen und Entbehrungen der Zwangsarbeit im Konzentrationslager Auschwitz.

Dass Charlotte ihre zahlreichen Bilder und Gesamtkompositionen für die Zukunft retten konnte, gleicht einem Wunder und ist für uns und nachfolgende Generationen ein unschätzbar wertvolles Vermächtnis. Mit den Worten „Heben Sie das gut auf, es ist mein ganzes Leben.“ übergibt sie ihre Bilder kurz vor ihrer Deportation ihrem französischen Arzt.

Die gerade einmal 26jährige ist im fünften Monat schwanger, als sie schließlich nach Auschwitz deportiert und unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet wird. Im darauffolgenden Jahr stirbt auch ihr Ehemann Alexander Nagler

Als Charlotte, Tochter des Chirurgen Albert Salomon und der Hilfskrankenschwester Franziska Salomon geb. Grunewald im April des Jahres 1917 in Berlin das Licht der Welt erblickt, ist der Erste Weltkrieg noch nicht zu Ende. Nach dem Krieg arbeitet ihr Vater als Privatdozent an der Berliner Universität. Die Kindheit des kleinen Mädchens wird vom frühen Tod ihrer Mutter überschattet. Charlotte ist gerade einmal acht Jahre alt. Dass die unter Depressionen leidende Franziska Salomon den Freitod gewählt und sich aus dem Fenster gestürzt hatte, erfuhr Charlotte erst viele Jahre später durch ihren



Charlotte Salomon malend im Garten (etwa 1939)

Großvater, nachdem auch ihre Großmutter ihrem Leben gewaltsam ein Ende setzte. Während ihr Vater Albert seiner Karriere nachging und 1927 zum Professor ernannt wird, sind Charlottes Kindheitstage von wechselnden Kindermädchen geprägt, denen sie schon früh ihre eigenwillige Art entgegensezte und selbstbewusst klarstellte, was sie wollte und was eben nicht. Schließlich förderte ein Kindermädchen Charlottes Zeichentalent und erkämpfte sich so einen Platz im Herzen des begabten Kindes.

1930 heiratet ihr Vater die namhafte Sängerin Paula Lindberg. Charlotte besucht ein Gymnasium für höhere Töchter. Die Pubertät des jungen Mädchens fällt in die Zeit des aufstrebenden Nationalsozialismus in Deutschland. Als Jüdin sieht sie sich mit immer stärker werdenden Anfeindungen und Restriktionen konfrontiert. So kommt es, dass sie ein Jahr vor dem Abitur, 1935, das Gymnasium verlässt, weil sie die tagtäglichen antisemitischen Repressalien nicht mehr ertragen kann. Schließlich verliert auch ihr Vater seine Professur und durfte nur noch in einem jüdischen Krankenhaus arbeiten. Indes wächst und reift der Wunsch Charlottes auch beruflich das Zeichnen zu erlernen und auszuüben. Sowohl der Vater, als auch ihre Stiefmutter wünschen sich eigentlich einen praktischen Beruf. Charlotte wurde dennoch daraufhin auf eine Modezeichenschule geschickt, was der jungen Frau aber missfiel. Es folgt schließlich privater Zeichenunterricht.

Die bereits 1933 nach Südfrankreich emigrierten Großeltern Charlottes, ermöglichen ihrer Enkelin eine Bildungsreise nach Südeuropa, die die junge Frau nachhaltig prägen würde.

1936 schafft Charlotte es trotz aller Hindernisse auf die Vereinigten Staatsschulen für Kunst in Berlin-Charlottenburg. Der Einfluss des Vaters, der sich auf seine Verdienste während des Ersten Weltkrieges berufen konnte, ermöglichte schließlich die Immatrikulation. Doch als Charlotte dann bei einem Wettbewerb den ersten Platz bei der Jury macht, ihr der Preis aber letztendlich aufgrund ihrer jüdischen Herkunft versagt wird, verlässt sie die Hochschule im Jahr 1937 wieder. Alfred Wolfsohn kommt über den jüdischen Kulturbund als Gesangslehrer und Korrepetitor zu den Salomons ins Haus. Er unterrichtet Paula Lindberg Salomon. Auch Charlottes künstlerische Arbeit würdigt er und bestärkt sie in ihrem kreativen Schaffen. Die junge Frau verliebt sich schließlich in den älteren Mann.



Charlotte Salomon Kristallnacht Illustration aus „Leben? oder Theater?“

Charlottes Vater wird im Zuge der Reichspogromnacht 1938 im Arbeitslager Sachsenhausen interniert. Seine prominente Frau schafft es schließlich ihren Mann nach einigen Wochen frei zu bekommen. Kaum zu Hause, fasst Albert Salomon den Entschluss zur Emigration seiner Tochter. Gemeinsame Pläne das Land zu verlassen scheiterten. Man hatte allen Juden ihre Pässe abgenommen. Charlotte, die erst 21 Jahre alt war, fiel

noch nicht unter diese Verordnungen und so ergriff die Familie die Gelegenheit und arrangierte unter dem Vorwand die kranke Großmutter an einem Wochenende besuchen zu wollen, nach Frankreich. Ihre Großeltern lebten bereits seit 1934 in Villefranche-sur-Mer. Als Gäste kamen sie auf dem Grundstück der wohlhabenden Deutsch-Amerikanerin Ottilie Moore unter. Ottilie beherbergte und unterstützte Emigranten und kümmerte sich um Waisen.

Charlotte findet schließlich eine Unterkunft in Nizza und kümmert sich um ihre Großeltern. Ihre Großmutter litt derart unter dem Kriegsbeginn, dass sie in immer stärkere Depressionen verfiel. Charlottes Großmutter, Marianne Grunwald, nimmt sich schließlich vor Charlottes Augen das Leben. Im Zuge dieser Tragödie, erfährt Charlotte durch ihren Großvater erst vom Selbstmord ihrer Mutter. Man kann sich kaum vorstellen, wie eine so junge Frau die unter den dramatischen Eindrücken der Reichspogromnacht erst

emigrieren musste, nun auch noch dieses schwere Familienerbe zu verkraften hatte.

Mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht 1940 fielen Charlotte und ihr Großvater in Frankreich in die Kategorie „Feindliche Ausländer“ und werden im Lager Gurs interniert. Nur aufgrund des hohen Alters des Großvaters kommen beide nach einiger Zeit



Charlotte Salomon Illustration aus „Leben? oder Theater?“

wieder auf freien Fuß. Die Internierung, der Selbstmord von Mutter und Großmutter, all das stürzte die junge Künstlerin in eine schwere Krise. Ihr Arzt rät ihr das Malen wieder aufzunehmen. Mit der Pflegebedürftigkeit des Großvaters erhält Charlotte ein Bleiberecht, während sich Ottolie Moore mit vielen Waisenkindern nach Spanien absetzte. Vor ihrer Abreise kümmert sich die hilfsbereite Ottolie Moore noch um einen Rückzugsort für Charlotte und mietet ein Pensionszimmer. Von 1940 bis 1942 entsteht dort Charlotte Salomons einzigartiger Bilderzyklus „Leben? oder Theater?“ Die Pflege des Großvaters fordert die junge Frau bis zu seinem Tod im Februar 1943. Charlottes Vater Albert Salomon und ihre Stiefmutter Paula werden im Mai 1943 in Amsterdam verhaftet und

im Lager Westerbork interniert, aus dem sie später flüchten können.

Charlotte kehrt schließlich auf das Anwesen Ottolie Moores zurück. Dort kümmert sich inzwischen der Emigrant Alexander Nagler um einige Waisenkinder. Die beiden werden schließlich ein Paar und heiraten im Juni.

Das junge Ehepaar wird, wie so viele in dieser Zeit in Frankreich, denunziert und am 24. September 1943 in Nizza verhaftet. Nur einen Tag später kommen sie in das Sammellager Drancy bei Paris. Am 7. Oktober 1943 werden sie in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Charlotte, im fünften Monat schwanger wird unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet. Ihr Ehemann Alexander Nagler stirbt an den Misshandlungen und Qualen der Zwangsarbeit im Januar 1944.



Charlotte Salomon Illustration aus „Leben? oder Theater?“

Drehbüchern und schaffen so gespeist aus unterschiedlichen medialen Quellen ein einzigartiges Gesamtkunstwerk.

Ihr Werk umfasst über 1300 Gouachen. Um die 800 Bilder wählte die Künstlerin aus, nummerierte sie und stellte so einen Bilderzyklus angelehnt an ein Singspiel mit dem Titel „Leben? oder Theater?“ mit Texten und Hinweisen auf Musikstücke zusammen.

1961 wird ihr Werk erstmals öffentlich in Amsterdam gezeigt. 1962 werden ihre Bilder auch in Tel Aviv ausgestellt. 1963 folgte ein Bildband mit einer Auswahl an Gouachen. Weitere Ausstellungen in Europa und den USA zeugen von der Arbeit dieser einzigartigen Künstlerin. Seit 1971 befinden sich Charlotte Salomons Arbeiten im Jüdischen Museum in Amsterdam.

Ihr Vater Albert Salomon und seine Ehefrau Paula Lindberg-Salomon überlebten mit Hilfe zahlreicher Widerstandskämpfer in dem sie untertauchen konnten. Albert Salomon wurde 93 Jahre alt und hat Deutschland nie wieder betreten.

Der Gesangslehrer Alfred Wolfsohn, in den die junge Künstlerin einst verliebt war, konnte noch rechtzeitig nach London fliehen und überlebte. Als er von Charlottes Schicksal erfährt und 1961 den Katalog zur ersten Ausstellung der Künstlerin von Charlottes Va-

Charlotte Salomon konnte ihr Lebenswerk vor der Deportation noch in vertrauensvolle Hände geben. Die junge Ausnahmekünstlerin erzählt in ihren Bildern eine deutsch-jüdische Geschichte aus der Weimarer Republik und von ihrem Leben im Dritten Reich. Ihr Schicksal, eines von vielen in dieser Zeit. In nur zwei Jahren vollendet Charlotte in ihrem Exil in Frankreich über 700 Gouachen. Darin verarbeitet sie ihre traumatischen Erlebnisse und Eindrücke, die ihr in Deutschland widerfahren sind. Ihr Bilderzyklus „Leben? oder Theater?“ nimmt die Betrachter mit auf eine Reise. Ihre einzigartigen Kompositionen aus Bild, Text und musikalischen Passagen machen ihr Werk auf eine besondere Weise nahbar, vermitteln historische Zusammenhänge und geben einen Einblick in ihren Alltag. Gleichen Comicstrips, graphischen Novellen und

ter überreicht bekommt, bricht er nach Aussagen von Paula Lindberg-Salomon in Tränen aus und sagte: „Gott, das habe ich nicht geahnt.“ Sein Gesicht ist im Zyklus „Leben? -Oder Theater?“ 1387mal abgebildet!

Charlotte Salomons dichtes Werk gibt uns heute einen einzigartigen Einblick in die Erfahrungswelt einer jungen Frau, die als Jüdin im Dritten Reich verfemt wird und sich dem



Charlotte Salomon Illustration aus „Leben? oder Theater?“

Terror der NS-Herrschaft mit ihren Werken kraftvoll entgegenstellt. Die dem Leben trotz aller Widrigkeiten etwas abringt. Die aktiv wird, ein nahbares Zeitdokument von besonderer Intensität schafft, uns als Chronistin an die Hand nimmt und einen tiefen Einblick in ihre Seelenlandschaft gewährt.

„Ich habe das, was van Gogh in seinem Alter erreicht, nämlich jene unerhörte Leichtigkeit des Striches schon jetzt erreicht.“

(Charlotte Salomon)

Charlotte Salomon, eine starke und mutige Künstlerin, die mit ihrer Kunst eine Überlebensstrategie schuf und deren kraftvolle Bilder

unvergänglich sein werden. Eine junge und selbstbewusste Frau, die sich ihrem schweren Schicksal nicht ergab, sondern mit ihrer künstlerischen Arbeit den Kampf gegen innere und äußere Dämonen entschlossen aufnahm.

Quellen: Yad Vashem, Charlotte Salomon „Es ist mein ganzes Leben“ Margret Greiner, wikipedia, LostWomanArt



Katja Richter, Jahrgang 1979, geboren im saarländischen Merzig, versteht sich als Bild -und Wortkünstlerin, verschiebt immer wieder Grenzen des gesellschaftlichen Diskurses und rückt das Menschsein in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Die Kraft und das Vermächtnis der Kunst für die Menschheit hin zu einer Vision im Hinblick auf andere Gesellschaftsformen treiben sie stets an. Einige ihrer Kurzgeschichten und Gedichte erschienen in verschiedenen Anthologien. Die Künstlerin und Schriftstellerin lebt mit ihrer Familie in der Gemeinde Beckingen im Saarland.

Weitere Informationen zu ihren Arbeiten auch im Internet:
www.katja-richter.net

Claudia Eugster

Wie schreiben Autorinnen und Autoren der Postmoderne?

Spannendes Seminar von Prof. Dr. Mario Andreotti an der Schwabenakademie Irsee

Vom 3. bis 5. Oktober 2025 fand an der Schwabenakademie im Kloster Irsee das Seminar „Die Dichtung unserer Epoche“ von Germanist und Literaturwissenschaftler Prof. Dr. Mario Andreotti statt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erfuhren über die Formen der Erzählprosa und der Lyrik in der deutschen Literatur seit der Tendenzwende 1970 und auch der rege Austausch mit dem Dozenten und untereinander kam dabei nicht zu kurz. So lernten Interessierte mehr über die „Neue Subjektivität“ und das Schreiben in der Postmoderne und praktizierende Autorinnen und Autoren gewannen Inspiration für ihr eigenes literarisches Schreiben.

Das Seminar begann mit dem öffentlichen Abendvortrag „Ist das Buch am Ende? Der Buchmarkt in der Krise“, den Prof. Dr. Mario Andreotti vor einem vollen Saal am Freitagabend, den 3. Oktober, im Tagungs-, Bildungs- und Kulturzentrum Kloster Irsee hielt. Der Germanist und Literaturwissenschaftler zeichnete ein schwarzes Bild der aktuellen Situation des Buchmarktes und nannte die Gründe für die von ihm festgestellte Krise. „Die Buchmarkt-Krise ist im Grunde eine Lese-Krise, da sich das Leseverhalten der heutigen Generation grundlegend verändert hat“, so Andreottis These. Allerdings sieht er gleichsam Licht am Horizont und konnte aufzeigen, wie die Buchbranche auf den Wandel reagierte und noch immer reagiert. Zum Abschluss legte der ehemalige Dozent für Neuere deutsche Literatur dar, warum sich das Buch trotz der rasanten Entwicklung des Internets auch in Zukunft behaupten wird.

Es folgten eineinhalb Tage voll spannenden Unterrichts und interessanten Austausches. Mit dem Ende der klassischen Moderne und der Tendenzwende um 1970 setze jene Epoche ein, die mit dem Sammelbegriff „Gegenwartsliteratur“ bezeichnet werde, verkündete Mario Andreotti am Samstagmorgen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Seminars. Diese „Gegenwartsliteratur“ lasse sich in drei dominante Stilrichtungen unterteilen: In die „Neue Subjektivität“

der 1970er Jahre, in die Postmoderne ab 1980 und in die „Zweite Moderne“ ab Mitte der 1990er Jahre. Im Seminar behandelte der Dozent zuerst die neue Innerlichkeit in der Alltagslyrik der 1970er Jahre. Dann widmete er sich dem Erzählen im postmodernen Roman, dem Spiel mit traditionellen Mustern, der Intertextualität und der Mehrfachkodierung. Zum Abschluss wurde die Lyrik der Postmoderne anhand praktischer Beispiele aus der Dichtung besprochen mit einem besonderen Augenmerk auf dem dabei von Autorinnen und Autoren angewandten ironisch gebrochenen Rückgriff auf ältere Gedichtformen.

Dank Mario Andreottis Kombination aus Frontalunterricht, Arbeit in Gruppen und Diskussionen im Plenum verging die Zeit wie im Flug. Auch achtete der Dozent darauf, auf Wortmeldungen und Fragen eingehend einzugehen und so war es ein lebendiges und interaktives Seminar. An den beiden Abenden blieb den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ausserdem noch genug Zeit, sich in der Gaststube des Klosters Irsee auszutauschen und der szenischen Lesung „Meine zarten Worte“ von Rüdiger und Gabriela Heins beizuwohnen.



Foto: Claudia Eugster

Gut besucht: Das Seminar im stilvollen Ambiente der Schwabenakademie im Kloster Irsee.

Die eXperimenta Redaktion stellt sich vor:

Ulrike Göking

Kreative Radiomacherin

Ulrike Göking, 63 Jahre, vor 18 Jahren vom Rheinland in den Norden Deutschlands gezogen. In diesen 18 Jahren war und bin ich in vielen kulturellen, künstlerischen und politischen Bereichen beruflich und ehrenamtlich mit Herzblut und großem Engagement tätig. Grundsätzlich mit dem Wunsch, der Vision gemeinsam mit anderen ein friedvolles und angenehmes Leben und Zusammenleben führen zu können. Der eXperimenta und seinen Machern und Macherinnen bin ich vor vielen Jahren in den sozialen Medien (Facebook und Instagram) begegnet. Meine Leidenschaft des Poesierens und Dichtens und den richtigen Riecher für Künstlerinnen und Künstler zu haben, die unbedingt in der eXperimenta Erwähnung finden sollten, führten mich fast auf dem direkten Weg in die Redaktion der eXperimenta. Ich freue mich eine großartige, sowie vielseitige Zeitung wie die eXperimenta, bei noch weiteren unzähligen, interessanten Ausgaben Unterstützung in der Verbreitung geben zu dürfen und mit einem motivierten Team zusammenzuarbeiten, das weiß, vor-auf es ankommt und was notwendig ist, um jeden Monat pünktlich eine Zeitung mit hohem Anspruch und Niveau an den Leser und die Leserin zu bringen.



Herzlichen Dank fürs Mitarbeiter.

Beste Grüße

Ulrike Göking, Neumünster

Wir kreieren  Ihre Corporate Identity



CINEDORF Media.
Film. Web. Print. Mit Story.

www.cinedorf.de



Kunjappu Jolly *Simply Pleasure* Foto: Dorothea Letkemann



Kunjappu Jolly Bride of a Magician

Foto: Dorothea Letkemann



Impressum



eXperimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft
www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben
im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Chefredaktion:
Gabriela Heins

Redaktion:
Michaela Borgmann (*Korrektur und Prosa*)
Claudia Eugster (*Rezension und Autoren-Scout*)
Ulrike Göking (*Kreative Radiomacherin*)
Rüdiger Heins (*Die Revolution der Liebe*)
Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser (*Prosa und Lyrik*)
Brigitte Maurer (*Prosa*)
Katja Richter (*Vergessene Künstlerinnen und Künstler, Illustration, Lyrik und Prosa*)
Michael Sindorf (*Social Network, Ideen-Scout*)
Dagmar Weeser (*Kunst und Kultur*)
Silke Weizel (*Prosa, Autoren Scout*)
Barbara Wollstein (*Alles Kino*)
Jutta Zimmermann (*Musik und Lyrik*)

Korrespondenten:
Prof. Mario Andreotti, St. Gallen, CH
Claudia Eugster, Zürich, CH
Prof. Dr. Dr. Klaus Kayser, Heidelberg
Michael Landgraf, Neustadt an der Weinstraße
Katja Richter, Beckingen im Saarland
Julia Sohn, Berlin
Christoph Sünderwald, Chemnitz
Thomas Weiß, Baden-Baden

Christoph Spanier (*Layout + Satz, Website*)
Druck: bookpress

Redaktionsanschrift:
experimenta
Villa Confeld Heimbachtal 51
55413 Niederheimbach
redaktion@experimenta.de

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autoren und Autorinnen. Alle sonstigen Rechte beim INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.
Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber und Urheberinnen selbst verantwortlich.
Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.
Bilder: Privatbilder wurden von den Autoren und Autorinnen selbst zur Verfügung gestellt.
Titelfoto: Gaby Gerster

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V

ISSN: 1865-5661

„Wo Schreiben Spaß macht!“



INKAS

Institut für Kreatives Schreiben

In der Niedermühle zu Odernheim
www.inkas-institut.de
